

Japanische Kriegsgefangenschaft

I. Teil: Kumamoto

Nach glatter Fahrt über See landeten wir etwa am 25. November 1914 in Moji und fuhren von dort mit der Bahn in südwestlicher Richtung nach Kumamoto, einem größeren Ort auf Kyushu, berühmt durch eine alte wohlerhaltene hochgestaffelte Daimyoburg, wo wir mit den schon über zwei Wochen früher eingetroffenen Kameraden im Offiziersrang, im ganzen etwa 40 Mann, in einem größeren europäischen Holzhaus Quartier bezogen. Es gehörte der Stadtverwaltung und diente als eine Art Ausstellungshaus. Dort fanden in einem größeren Saal ungefähr 30 unserer Leute Unterkunft, andere wurden in dem angebauten zweistöckigen Wohnhaus untergebracht. In seinen oberen zwei Räumen wurden ohne Rücksicht auf Rangunterschiede ältere Offiziere einquartiert. Ich hatte das Glück, mit meinen Freunden Langenbach, Trittel und Gutmann einen Raum zu teilen. Vier ältere Kameraden wohnten nebenan. In unserm Zimmer standen vier Betten, ein einfacher größerer Tisch und vier Schemel. Das Wohnhaus war recht primitiv aber besser als erwartet. Wir erkannten bald die Annehmlichkeit des abgeschlossenen Einzelraums gegenüber der Massenunterkunft im großen Saal. Hier hatten unsere Kameraden sich aber zu helfen gewußt. Sie hatten ihn durch die uns reichlich zur Verfügung gestellten japanischen Bettdecken unterteilt, so daß jeder für sich war. Es war aber schwer, sich in diesen "Zellen zurechtzufinden, wenn man jemanden suchte.

Die schon eingewöhnten Kameraden machten uns mit allen Einzelheiten der Unterkunft und des Gefangenenlebens bekannt. Scherereien mit den Japanern hatte es nicht gegeben. Wir konnten tun und lassen was wir wollten. Die Ernährung war sehr einfach, aber ausreichend, das Essen europäisch. Es gab keine Appelle und keinen Zapfenstreich. Manche spielten die halbe Nacht hindurch Karten, andere gingen früh schlafen. Japanische Offiziere übten eine nur sehr oberflächliche Kontrolle aus, setzten sich gemütlich zu uns und tranken Bier mit uns. Der Ortskommandant, ein Major, hatte sein Hauptquartier ganz

in der Nähe. Er begrüßte uns Nachzügler kurz und gab einige Verhaltensmaßregeln. Um unser persönliches Leben und Treiben kümmerte er sich nicht. Nur in einer Hinsicht fühlten wir uns beengt und eingeschlossen: wir durften das nur mit einem Bambuszaun umgebene Haus nicht ohne Genehmigung und Begleitung durch japanische Wachposten verlassen, wenn wir in die Stadt gehen oder Spaziergänge in die Umgebend machen wollten. Das wurde äußerst selten bewilligt. Außerhalb unsrer Einzäunung durften wir nur längs eines lustig dahinfließenden Bachs einige Schritte gehen oder nachmittags am Ufer dieses lieblichen von Büschen umgebenen Gewässers im Freien sitzen.

In der Stadt befanden sich noch weitere Einzellager unserer Mannschaften, die gesondert nach Vizefeldwebeln, Unteroffizieren und einfachen Soldaten in japanischen Tempeln einquartiert waren. Dort gab es keine Abgeschlossenheit, sondern nur einen großen Raum, mit japanischen dicken Strohmatten, den tatamis, belegt, auf denen die Japaner zu leben pflegen. Sie bildeten auch für unsre Leute die Lagerstätte. Die Folge dieser Unterkunft war eine Infektionsgefahr. Tatsächlich brach im Winter bald eine Typhusepidemie aus. Nach einem Besuch in einem solchen Tempel empfanden wir unsre eigenen Unterkunft als großen Vorzug.

Bei unsrer Ankunft fanden wir schon Briefe von Freunden und Bekannten vor, die uns zu unsrer wohlbehaltenen Rückkehr beglückwünschten und die was sie konnten zu unsrer Erleichterung taten. Ein wahrer Regen von Liebesgaben und Freßpaketen (auch solche mit stärkenden Getränken) übergroß uns. Mein Freund Drenkhahn, der in Tokyo als Chef von Siemens einen Hilfsausschuß für die deutschen Kriegsgefangenen leitete, stellte mir gleich Yen 10.000.— für mich und meine Kameraden zur Verfügung. Ich mußte wegen der Verteilung dieser Gaben der Ordnung halber mit dem Ortskommandanten Rücksprache nehmen, der sich dabei schwerfällig, bisweilen sogar unfreundlich auführte.

Grete Hagmann, die treffliche Sekretärin meines Büros in Yokohama, hatte bereits erfahren, daß ihr Bruder Gustav gefallen war. Sie war untröstlich und haderte mit dem Schicksal, weil von der erheblichen Zahl der aus Japan stammenden Reservisten nur ihr Bruder und ein anderer Mann aus Kobe vor Tsingtau geblieben waren. Mit einem ihre Kräfte weit übersteigenden Eifer suchte sie in meinem Büro, das ungestört

weiterarbeiten konnte, ihren Schmerz zu betäuben. Meine Freunde Ostwalds waren nach Peking übersiedelt. Ostwald war als Redakteur des deutschen Zeitungswesens von Yokohama auf Betreiben der Engländer im September von der Japanischen Regierung kurzfristig ausgewiesen worden, hatte aber in Peking auf Wunsch des deutschen Gesandten von Hintze sofort eine neue Stellung als Journalist zur Bekämpfung der dortigen Pressekampagne gegen Deutschland gefunden. Seine Frau war ihm mehrere Wochen später dorthin gefolgt. Ich trat mit beiden in regen Briefwechsel. Wir konnten uneingeschränkt Briefe schreiben, eine Zensurierung gab es nicht. Auch deutsche Zeitungen aus Shanghai sowie englische Tageszeitungen aus Kobe, Tokyo und Yokohama kamen regelmäßig an, so daß wir allmählich nach der Abgeschlossenheit der letzten Monate in Tsingtau die Ereignisse auf dem europäischen Kriegsschauplatz wieder ständig mit Spannung verfolgen konnten. Die neuesten Kriegsberichte übermittelten uns japanische Offiziere, die mit wahrer Freude die Erfolge Deutschlands und seiner Verbündeten an uns weitergaben. Jeder deutsche Sieg wurde von ihnen ebenso wie von uns bejubelt und oft mit Fässern gespendeten Biers gemeinsam begossen. Um die Tagesnachrichten genau verfolgen zu können las ich japanische Zeitungen. Sobald ich zu lesen begann saßen meine Freunde um mich herum und warteten auf das Neueste aus dem Felde.

Auch der Postverkehr mit der Heimat kam in Fluß, und wenn er auch sechs Wochen dauerte, so war er doch das lebendige Band zu unsern Angehörigen und unserm Vaterland in seinem großen Ringen.

So begann die Kriegsgefangenschaft viel leichter als erwartet. Die Tatsache aber, Gefangener ohne Bewegungsfreiheit und nie allein zu sein, auch die alles Persönliche einengende Nähe der Kameraden wirkten bedrückend. Niemand konnte etwas tun ohne beobachtet zu sein. Im Felde waren wir an gemeinsames Leben gewöhnt, hier, wo der einzelne wieder Privatmensch war, gab es im Zusammenleben Störungen. Doch auch hier fügte man sich ein und suchte durch Vertiefung in eigene Interessengebiete die Umwelt zu vergessen. Meine durch Lektüre und Kriegsereignisse erregte und gehobene Stimmung suchte sich in Musik zu lösen. Ich komponierte, und bald hatte ich ein kleines Kriegslied geschrieben, das die Mannschaft von ganz Kumamoto aufgriff und sang. "Ein deutsches Vorspiel", eine Kurz-Sinfonie, entstand zunächst im Klavierauszug. Mein

Freund Langenbach brachte es fertig, die Notenblätter zu vielfältigen, und ein begabter Zeichner malte hierzu ein schönes Titelblatt, so daß die Komposition in einzelnen Bändchen vorlag. Sie zum Erklingen zu bringen war unmöglich, weil weder ein Klavier noch ein Harmonium noch irgendein anderes Musikinstrument vorhanden waren.

Eingesponnen in die Musik gewöhnte ich mich daran, Gespräche und Geräusche in meiner Nähe gänzlich zu überhören. Andern gelang es nicht so gut, weswegen es Reibereien gab. Wenn saßhafte Gemüter mit japanischen Offizieren lange beim Bier saßen, sangen, laute Gespräche führten oder Karten spielten und erst nach Mitternacht in ihre Betten krochen, ärgerten sich die Stubengenossen, die früh schlafen gegangen waren, sehr. In unserm Nachbarzimmer war es Zimmermann, der den Zorn eines Kameraden, eines Postrats von Tsingtau, erregte. Nicht ohne Vergnügen hörten wir mit an, wie ihn die nächtlichen Waschungen des andern verdrossen, und besonderen Anstoß nahm er daran, daß Zimmermann noch im Bett Klassiker in Miniaturausgaben las, deren ständig umzuwendende kleine Blätter den nervösen Nachbarn bis aufs Blut peinigten. In der kommenden Nacht rächte er sich. Er klapperte auf seiner Schreibmaschine und des Tippens ungewohnt, haute er dermaßen auf die Tastatur, daß ringsherum alles aufwachte. Als Zimmermann eines Nachts mit seinen Zech- und Bridgegefährten in seinem durch Woldecken abgeschlossenen Zelt keine Ende finden konnte, steckte der erboste Postrat kleingeschnittene Stücke Radiergummi in Brand, mit deren schwelendem und stinkendem Rauch er die Ruhestörer tatsächlich hinaustrieb. Das waren so Scherze, die getrieben wurden, um die Nachtvögel zur Rücksicht zu zwingen.

Da ich der einzige in der Kohorte war der Japanisch verstand, wurde ich von den Lageroffizieren häufig aufgesucht. Mit einem japanischen Hauptmann Watanabe, der etwas Deutsch gelernt hatte, mußte ich deutsche Bücher lesen und übersetzen. Mit seinen Kenntnissen war es nicht weit her, er war aber sehr eifrig und machte auch Fortschritte. Freunde aus Tokyo hatten uns deutsche Bücher aus Antiquariaten, vielfach Reklambändchen, geschenkt. Ich versuchte, mit dem Hauptmann Grimms Hausmärchen zu lesen, fand aber, daß die so feinsinnige Märchensprache ihm große Schwierigkeiten machte. Ich mußte manche Wendungen wohl ein dutzendmal auf japanisch erklären, ehe mein Schüler den Sinn erfaßte. Er war mir sehr dankbar, war

auch ein wirklich sympathischer Mensch, dazu sehr deutsch-freundlich gesonnen. —

Nach einigen Wochen wurden wir dreimal gegen Typhus geimpft. Nach der letzten Injektion lagen wir alle mit hohem Fieber im Bett. —

Weihnachtsabend wurde unter einem großen Tannenbaum würdig gefeiert. Ein Laienbruder von einer protestantischen Mission in China hielt die Predigt. Eine buddhistische Sekte fand es angebracht, uns in den Weihnachtstagen ebenfalls religiös zu stimmen. Ein Priester in vollem Ornat, von Meßknaben begleitet, sprach zu uns. Ich konnte meinen Kameraden die dunklen buddhistischen Sprüche nur kümmerlich erklären. Zur "seelischen" Aufmunterung stiftete er uns einige Päckchen Kampferpillen, die wir uns tatsächlich einverleibten.

Kaisers Geburtstag feierten wir im großen Eßsaal mit japanischen Offizieren zusammen. Auch der Kommandant erschien, und ein großes Faß Bier wurde gespendet. Bisweilen wurden gegen die Annahme solche Bierspenden von einigen Scharfmachern unter uns Bedenken geäußert, aber ehe man sich einigte hatten trinkfeste Kehlen das Faß schon zur Hälfte geleert.

Zu dieser Zeit erregte der Fluchtversuch einiger Unteroffiziere aus einem Tempellager die Gemüter. Zwei von ihnen gehörten zur Marine und waren daher navigationskundig. Sie hatten bei der schwachen Bewachung durch japanische Posten mit zwei andern Gefährten unbemerkt ihr Lager verlassen und sich eines japanischen Fischerboots bemächtigt, mit dem sie in die See hinaussteuerten. Sie kamen aber nicht weit, wurden an der Küste geschnappt und ins Lager zurückgebracht. Der wütende Kommandant ließ nach kurzer Vernehmung eine Abteilung japanischer Infanterie den Gefesselten gegenüber aufmarschieren, die Gewehre laden und auf sie anlegen. Sie glaubten schon ihr letztes Stündlein gekommen, und einer brachte schnell noch ein Hurra auf Kaiser und Reich aus, worauf das Kommando "Gewehr in Ruh!" erscholl und die Gefangenen abgeführt wurden.

Die weiteren Monate vergingen ohne besondere Ereignisse. Wir genossen das sonnige Wetter der gesegneten südlichen Insel Kyushu und saßen mittags viel draußen an dem schönen Fließchen. Die Nächte waren kühl. Wir hatten keinerlei Heizung und brauchten sie auch nicht, da das gegen Wind und Wetter ausreichend gesicherte Holzhaus warm genug war. Im Frühjahr

machten wir endlich auch einige weitere Ausflüge, zunächst auf die sagenumspinnene alte japanische Burg mit ihren dreifach gestaffelten Bastionen, ihren Wällen und Wassergräben. Dann ging's hinauf zu den bewaldeten Bergeshöhen, von wo aus wir endlich mal wieder die See und im Süden auch den die Gegend beherrschenden Vulkan Aso sehen konnten. Andere Märsche in der Ebene folgten und belebten uns.

Zur selben Zeit erhielten wir auch Nachricht über das Schicksal der vier Männer, die den Fluchtversuch gemacht hatten. Ihre Verurteilung zu einem Jahr Zuchthaus mit Zwangsarbeit und die sonstige Behandlung, die Zuchthäusler erfahren, erschien uns höchst ungerecht. Die Kriegsgefangenschaft hat den Sinn, Angehörige der feindlichen Truppe, die die Waffen strecken mußten, in Gewahrsam zu nehmen, um ihre weitere Teilnahme an den Kampfhandlungen zu verhindern. Die Verantwortung für die Bewachung der Kriegsgefangenen trägt der jeweilige Lagerkommandant, und ein Fluchtversuch wird nur gewagt, wenn die Bewachung unzulänglich ist. Der Fluchtversuch als solcher ist ehrenhaft und kann von keinem Verständigen als ein Verbrechen nach Art der gewöhnlichen nach dem Strafgesetzbuch zu verfolgenden Straftaten angesehen werden, denn er entspringt dem natürlichen Verlangen des Kriegsgefangenen zur Truppe zurückzukehren, um sich seinem Vaterland wieder als Soldat zur Verfügung zu stellen. Nach Erkundigung bei japanischen Offizieren erfuhr ich, daß das japanische Militär nach einer besonderen Verordnung verfuhr, derzufolge auf Fluchtversuch eine einjährige Zuchthausstrafe stand. Unserer Auffassung nach hätte ein Fluchtversuch, den zu verhindern Pflicht des Kommandanten und der Bewachungsmannschaft war, nicht wie ein gemeines Verbrechen, sondern nur disziplinarisch bestraft werden müssen. Ich fand in diesem Zusammenhang aber die Bestätigung einer Erfahrung, daß nämlich in Japan ein Vergehen gegen die Anordnungen von Regierungsstellen stets als schwere Straftat betrachtet wird, gewissermaßen als ein Verletzung ihrer Hoheitsrechte, die sie darum mit harten Strafen belegen. Dem Sinn nach dürfte diese Auffassung über Fluchtversuche von Kriegsgefangenen und ihre Behandlung zur Internationalen Haager Vereinbarung, worin zwar der Fall nicht ausdrücklich erwähnt, aber eine menschliche Behandlung zugesichert ist, im Widerspruch stehen. Wir haben über diese Fragen viel debattiert, auch mit Japanern, die im Grunde unsrer Meinung waren, daß nämlich die Strafe zu hart

sei. Ich überlegte mir, ob es nicht an der Zeit wäre, der Japanischen Regierung in längerer Denkschrift eine Revision der betreffenden Anordnung zu empfehlen. Das war aber während der Kriegsgefangenschaft unmöglich und hätte beim Kriegsministerium nur böses Blut gemacht. (Nach Kriegsende war ich viel zu stark beschäftigt, um auf diese Frage zurückzukommen, und ich fürchte daher, daß die ominöse japanische Verordnung weiterhin in Kraft geblieben ist.)

Eine andere Frage war, ob ein unter den gegebenen Verhältnissen von vornherein so gut wie aussichtslos erscheinender Fluchtversuch mit Rücksicht auf die Lagerkameraden nicht zu unterbleiben hätte, da jeder Fluchtversuch naturgemäß zu schärferen Maßnahmen gegenüber der Gesamtheit führen mußte. Meine Freunde teilten meine Auffassung, daß in Japan jeder Fluchtversuch eines europäischen Kriegsgefangenen schon wegen des Rassenunterschieds allgemein hoffnungslos sein mußte. Selbst mit gefälschten Pässen und in entsprechender Aufmachung mußte zu dieser Zeit ein Europäer in Kyushu immer auffallen und würde der Polizei sofort gemeldet werden. Der Versuch, den die vier Gefährten unternommen hatten, in der Nacht über See aus Kumamoto zu fliehen, umging zwar diese Gefahr bis zu einem gewissen Grade, blieb aber doch ein tollkühnes Unternehmen, das dann auch an Navigationschwierigkeiten in der buchtenreichen Küste gescheitert ist. Nur einem einzigen Offizier unseres Stabes, der in Fukuoka aus einem kleinen Lager für den Gouverneur und sein Gefolge entkam, ist der Fluchtversuch aus Japan gelungen. Er gab sich nach einem gefälschten Paß als Engländer aus, erreichte Moji und bestieg dort kühnlich einen japanischen Dampfer nach Shanghai, der gerade in See ging. Er trug Zivil und soll infolge englischer Verwandtschaft glänzend Englisch gesprochen und die ganze Zeit während der Fahrt neben dem Kapitän gesessen haben, der nichtsahnend einen deutschen Kriegsgefangenen nach China beförderte! Für die Beihilfe, die ein Kamerad in Fukuoka durch Täuschung der japanischen Wachoffiziere ihm geleistet hatte, hat dieser genau wie unsre Kumamoto-Männer ein Jahr im Zuchthaus schmachten müssen.

Die Frühjahrsmonate verlebten wir in Kumamoto frohgemut in immer enger werdender Kameradschaftlichkeit. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß wir die Kriegereignisse in der Heimat eifrigst verfolgten und an Hand von Karten besonders das Vorrücken der deutschen und österreichischen Armeen im Osten

beobachteten.

Im Juni 1915 erhielten wir die Nachricht, daß alle Lager in Kumamoto nach Kurume verlegt würden, einige Stunden Bahnfahrt nordöstlich von Kumamoto gelegen. Kurume war die Garnison der Division, die als Kerntrope des japanischen Expeditionskorps gegen Tsingtau gekämpft hatte. Hier lag bisher nur eine kleine Gruppe Kriegsgefangener von einigen hundert Mann. Anfänglich glaubten wir, daß dieses bereits bestehende Lager durch den Zuzug unserer Kumamoto-Abteilungen einen nicht übermäßig starken Zuwachs erfahren würde. Wir täuschten uns aber und hörten bald, daß mit Ausnahme des Stabslagers von Fukuoka alle sonstigen auf Kyushu verstreut angelegten kleinen Lager in Kurume zu einer Art Konzentrationslager zusammengefaßt werden sollten. Es verlautete, daß der englische Alliierte dem Kriegsministerium in Tokyo diesen Plan eingeblasen hätte mit der Begründung, daß die Mannschaften in den verschiedenen kleinen Lagern ein zu freies und üppiges nicht den Kriegsverhältnissen angepaßtes Leben geführt hätten. Mit unsrer Verlegung in das große Gemeinschaftslager von Kurume mußte daher eine ungünstige Wendung unseres Geschicks eintreten, und wir sahen dem Umzug mit gemischten Gefühlen entgegen.

Japanische Kriegsgefangenschaft

II. Teil: Kurume

Der erste Eindruck, den wir von unsrer neuen Unterkunft in Kurume hatten war recht ungünstig. Das Barackenlager, das für über 1200 Mannschaften und 75 Offiziere bestimmt war, lag auf freiem Felde, eine halbe Stunde Fußmarsch von der Stadt Kurume entfernt und hatte ursprünglich für die Aufnahme von japanischen Verwundeten und Kranken der Division gedient, die vor Tsingtau gegen uns gekämpft hatte. Sie trug daher alle Zeichen reiner Behelfsbauten. In einem Rechteck, umschlossen von Bretterzaun und Stacheldraht, standen rund 15 Baracken, von denen auf beiden Seiten, je sechs mit den Kopfenden kaum 10 bis 20 m voneinander entfernt, sich in zwei langen Reihen gegenüber lagen, bestimmt für je 75 bis 100 Mann. Senkrecht hierzu lagen zwei Offiziersbaracken, die auf eine weitere große querliegende Baracke stießen, zur Hälfte als Eßsaal, zur Hälfte als Quartier für die Offiziersburschen dienend. Bauweise und Innenräume waren äußerst dürftig. Die Zugänge zu den Baracken waren offen, in der Mitte war ein breiter Gang, und die rechts und links davon liegenden Räume sollten wir bewohnen. Türen gab es nicht, nur offen Eingänge mit Brüstungen in der ganzen Länge des Gangs. Die Räume waren auch nicht abgeteilt. Das mußten wir selbst besorgen. Es sollten, wie die Aufstellung von je drei einfachen Holzbetten bewies, je drei Offiziere zusammenwohnen. Die Baracke ähnelte also offenen Pferdeställen. Das Dach war mit Holzschindeln gedeckt, Zimmerdecken gab es nicht. Es wurde uns aber gestattet, diese sowie dünne Wände zwischen den Räumen auf eigene Kosten herzustellen, was wir sofort in Angriff nahmen.

Ich wählte mit meinen Kameraden Trittel und Gutmann den am äußersten Ende der Baracke an die Burschenabteilung anstoßenden, infolgedessen ruhigen und wenigstens nach einer Seite hin abgeschlossenen letzten Raum. Unser Stubenkamerad von Kumamoto, Marinebaurat Langenbach, bezog ein Einzelzimmer in der zweiten nahegelegenen Offizierbaracke, denn für die Hauptleute und Majore waren Einzelzimmer vorgesehen.

Die im Gegensatz zur Hügellandschaft von Kumamoto hier in der Ebene herrschende große Sommerhitze war schwer zu ertragen, denn ungehindert prallte die Sonne auf die Dächer. Nach und nach gewöhnten wir uns an die neue Situation und die vielen uns unbekannteren Kameraden. Wir waren von meiner Truppe des OMD nur zu viert im Lager. Ich vermißte besonders meinen lieben Hauptmann Schaumburg, der mit der Kompanie in einem kleineren Lager in der Mitte der Hauptinsel untergebracht war.

Die Japaner ließen uns ähnlich wie in Kumamoto zunächst in allem freie Hand. Die Offiziere brauchten nicht zum Appell anzutreten, mußten aber um 10 Uhr im Bett sein, weil zu der Stunde von der Kommandantur aus das Licht gelöscht wurde. Eine Offiziersmesse sorgte für unsre Ernährung. Die Mittags- und Abendmahlzeiten wurden im Eßsaal gemeinsam eingenommen, das Frühstück in den Einzelräumen, wofür unsre Burschen das Nötige heranschafften. In der Kantine konnten wir Nahrungsmittel und auch Bier erstehen.

Die Stimmung war in den ersten Wochen besonders gedrückt durch die große Engigkeit des Lagers. Außer einem kleinen Spielplatz zwischen den Baracken, der zugleich als Waschraum für die Mannschaften diente, konnten wir nur längs der Umzäunung des Lagers spazierengehen. Dieser "Marsch" dauerte 5 Minuten und mußte, um ausreichende Bewegung zu haben, oft wiederholt werden. Zudem führte der Weg an den Latrinen vorbei, was auch nicht gerade zur Erhöhung der Spazierfreude diente, und endlich war das ganze Lager kahl: kein Baum, Busch oder Halm, an dem das Auge sich hätte erfreuen können. Jenseits prangte die Landschaft in üppigstem Grün, was wir aber nur durch Astlöcher im Zaun bemerken konnten.

Alle unerfreulichen Eindrücke der ersten Wochen gingen unter in dem dem Deutschen angeborenen Bienenfleiß. Wir machten es uns so heimisch wie möglich, um uns bald wieder mit eigenen Dingen beschäftigen zu können. Für mich persönlich war es erfreulich, daß unter der Gruppe neuer Kameraden ein kleines Orchester entstanden war, das sich unter einem musikbegeisterten aktiven Oberleutnant, dem Freiherrn von Hertling, zusammengeschlossen hatte. Im Eßsaal stand ein altes aber gut spielbares Klavier, auf dem ich mich bald zu produzieren begann und mir zum ersten Mal meine in Kumamoto geschriebenen Kompositionen zu Gehör brachte. Hertling, der nur wenig Klavier aber Geige spielte, erkannte bald, daß ich

ihm weit überlegen war und bat mich, die Leitung des Orchesters zu übernehmen, das durch sechs Hoboisten der Seebataillonskapelle und eine Anzahl von Dilettanten einen erfreulichen Zuwachs erfuhr. Nach einigem Zögern nahm ich sein Angebot an, für das ich meine schon halb in Vergessenheit geratene Dirigierkunst aus meiner Gymnasialzeit mitbrachte. Wir hatten bald ein Streichorchester, durch das Klavier verstärkt, von etwa 20 Mann zusammen, und mit Genehmigung des Kommandanten, den ich persönlich aufsuchte, konnte zweimal wöchentlich in unserm Eßsaal geübt werden.

So spielte sich das Leben im Lager langsam ein. Von japanischer Seite wurden uns kaum Schwierigkeiten gemacht. Hatte die offizielle Verwaltung auch nicht gerade ein ausgesprochenes Interesse an uns, so sorgte sie doch für das Nötigste. Nicht immer genügte es für europäische Bedürfnisse, aber den außerordentlich anspruchslosen Japanern erschien es ausreichend. Die Ernährung der Mannschaften war recht karg, aber jeder konnte sich von seinem Sold, der gleich dem für japanische Soldaten etwa Yen 3.— bis 4.— im Monat betrug, etwas Zukost beschaffen. Auch die Offiziere bezogen Monatslöhne nach japanischen Sätzen. Mit Yen 40.— für den Reserveleutnant ließ sich aber wirtschaften. Wir setzten unter uns für mittags und abends Yen 18.— im Monat für Verpflegung fest, also 60 sen — Mark 1.20 pro Tag, kauften uns aber für das sehr einfache Abendbrot von Kartoffeln, Reis und Brot etwas dazu. Dem Burschen mußten Yen 7.— und für Wäsche Yen 5.— bezahlt werden. Für kleine Anschaffungen aus der Kantine standen uns somit noch Yen 10.— im Monat zur Verfügung.

Nach einiger Zeit gab der Hilfsausschuß in Tokyo für die knapp ernährte Mannschaft einen monatlichen Zuschuß von einigen Yen, außerdem half man sich selbst, indem Unbemittelte jede Art von Beschäftigung für Bessergestellte gegen Entgelt übernahmen. Namentlich die Reservisten aus Ostasien hatten Geld zur Verfügung, das auf diese Weise der Mannschaft zugute kam, denn unter den aktiven Soldaten des Seebataillons und OMDs befand sich eine große Anzahl von Fabrik- oder landwirtschaftlichen Arbeiten sowie Handwerkern. Sehr störend wurde es jedoch empfunden, daß die Kommandantur diesen Handarbeiten ihre Werkzeuge abnahm, vielleicht weil solche Beschäftigung nicht mit ihrer irrigen Auffassung, eine Art Sträfling vor sich zu haben, vereinbar war, vielleicht aber auch, weil sie den Gefangenen keine Gelegenheit zur weiteren Ausbildung

in ihrem Beruf gewähren wollte. Das schuf zwar viel Verdruß, vermochte aber die Betriebsamkeit unserer Leute nicht zu unterbinden, die sich eigene Werkzeuge anfertigten. Im Laufe der Zeit sahen die Japaner ein, daß sie mit dieser Anordnung wie mit vielen andern kleinlichen Befehlen nicht durchdrangen, z.B. auch nicht mit dem Verbot des Verkehrs zwischen Offizieren und Mannschaften, der sich bei dem engen und unmittelbaren Zusammenleben überhaupt nicht unterbinden ließ. Unterrichtskurse durch Offiziere für die Mannschaften konnten daraufhin freilich nicht eingerichtet werden, aber ein kleiner Kreis wißbegieriger Männer scharte sich heimlich doch um die Offiziere zum Unterricht in allen möglichen Fächern, besonders in der Technik, den die Marinebaumeister gaben. Die Japaner glaubten wohl, die Mannschaften durch Fernhalten von den Offizieren besser in der Hand zu haben und ihren Unterweisungen zugänglicher zu machen.

Ein Nachteil für das ganze Lager war, daß den unserer Ansicht nach unnötigen und die Gefangenschaft erschwerenden japanischen Anordnungen nicht durch offene Aussprache und freimütiges Vorbringen unserer Wünsche und Vorschläge begegnet wurde. Wie ich bei kurzen Besuchen unseres rang- und lagerältesten Offiziers, der auch zum Befehlsvermittler eingesetzt war, auf dem Büro bemerken konnte, war dieser gegen solche Aussprachen. Er verstand es nicht, im Umgang mit dem japanischen Kommandanten den rechten Ton anzuschlagen, obwohl ich ihm auf seinen Wunsch privatim hierüber aus meinen Erfahrungen manchen Wink gegeben hatte. Alle auf uns etwas sonderbar wirkenden Anordnungen und Maßregeln der Japaner nahm er krumm und trat dem Kommandanten gegenüber steifnackig und überlegen auf, was im Umgang mit Orientalen ganz verkehrt ist. Fast jeder durchschnittlich gebildete Japaner hat ein äußerst feines Empfinden dafür, ob ihn der Europäer als ebenbürtig behandelt und anerkennt. Ich bemerkte schon bei den ersten Aussprachen, zu denen der Älteste mich als Dolmetscher mitnahm, daß der sehr feinsinnige Kommandant Masaki die ausgesprochen kühle und abweisende Haltung des Majors sehr deutlich empfand und sein eigenes Verhalten danach einrichtete. In aufgeschlossener, freundlicher Sprechweise, nicht aber in besonders steifem militarischem Auftreten eines, der vom Vorgesetzten Befehle zu erwarten hat, hätten sich viele Fragen im Handumdrehen günstig für uns regeln lassen. Diese Unfähigkeit, sich der japanischen Eigenart

anzupassen, sollte uns bald großes Ungemach bringen. Unser Lagerältester brachte es nicht fertig, Wünsche für die Allgemeinheit in passender Form vorzubringen. Er vermied es ängstlich, seinen Beschwerden eine Bitte hinzuzufügen. Er glaubte vielmehr, auf "Rechte" der Kriegsgefangenen pochen zu können, die sich aber nicht klar nachweisen ließen, während ein einziges bittendes Wort den Kommandanten zum Entgegenkommen bewogen hätte. Es war traurig zu sehen wie die Parteien, anstatt zueinander zu finden und sich zu verständigen, sich zusehends entfremdeten: der eine, der steif und eckig Forderungen stellte, sich nichts vergeben und um nichts bitten wollte, der andere, in dieser eisigen Haltung Geringschätzung und Mißachtung witternd und gekränkt, auf "Ansprüche" und "Forderungen" hin sich nicht abringen lassen wollte, was er guten Gewissens im Rahmen seiner Befehlsgewalt gern verfügt hätte, wenn er höflich und freundlich darum gebeten worden wäre. Der Lagerälteste hätte hierauf Rücksicht nehmen und zum Besten des Lagers den richtigen Ton finden müssen. Selbst unsicher, ließ er sich von unverantwortlichen Ratgebern beeinflussen, deren Prinzip es war, den Japanern den Herrenstolz des deutschen Offiziers zu zeigen. Er hatte nicht den Mut, die in ihm schlummernde bessere Erkenntnis gegen die Auffassung einiger Hitzköpfe durchzusetzen, deren Werkzeug und Sprachrohr er wurde. Diese konnten sich nicht in die bedrückende Lage des Kriegsgefangenen hineinfinden und ließen darum ihrem Unmut gegen die Japaner freien Lauf.

Masaki fragte mich einmal, was er von dem Benehmen des Ältesten halten solle? Ich bat ihn, Nachsicht und Geduld zu üben, er und andere Aktive litten unter der Gefangenschaft, sie würden sich mit der Zeit schon eingewöhnen. Ich merkte ihm aber an, wie er durch den Starrsinn unsers Vertreters, den er als Mißachtung empfand, aufs tiefste verletzt war. In dieser einen vertraulichen Unterredung, wie auch schon in den zwei oder drei vorangegangenen Besprechungen mit dem Lagerältesten, zu denen mich der Kommandant als Dolmetscher aufforderte, habe ich von Oberstleutnant Masaki verstärkt den Eindruck gewonnen, daß er ein äußerst intelligenter und ehrgeiziger Offizier war, der unter den nun einmal bestehenden Verhältnissen das Beste für das Lager wollte. Er verstand nicht, warum das Gehabe unsers Vertreters so ganz anders war als der Eindruck, den er bei einem militärischen Kommando von den Offizieren eines deutschen Dragonerregiments in Ostpreußen

gehabt hatte, die, wie er mir versicherte, ihm gegenüber immer von gewinnender Freundlichkeit, Zuvorkommenheit und Achtung gewesen waren. Er verstand sehr gut Deutsch, sprach es aber nie, weil er sich nicht lächerlich machen wollte.

Oberstleutnant Masaki unterstanden im Büro der Kommandantur ein Hauptmann, wegen seines bärbeißigen Aussehens vom Lager "die Wildsau" genannt, der aber ein ganz umgänglicher Mann war, ferner zwei Oberleutnants, von denen einer, der lebenswürdige Omura, bei allen gern gesehen war, endlich noch zwei, drei Zivilbeamte als Dolmetscher, die leidlich Deutsch verstanden und durch deren Hände unsre Post ging. Die Zensur wurde nur oberflächlich gehandhabt. Wir bekamen im Monat zwei oder drei linierte Briefbogen, die kaum für die nötigste Korrespondenz ausreichten. Wer sich aber mit den Offizieren oder Zensoren des Büros gut stellte, konnte ziemlich ungehindert so viele Briefe absenden wie er wollte.

Nach einer kurzen Regenzeit im Juni setzte die auf unsrer südlich gelegenen Insel Kyushu besonders fühlbare große drückend-schwüle Tropenhitze ein, die bei der Engigkeit im Lager nicht dazu angetan war, die Stimmung zu heben. Großes Ärgernis erregte der Mangel an Bewegung. Ausflüge ins Freie waren früher in den kleineren Lagern auf Kyushu in jedem Monat wenigstens einmal gemacht worden. Wir mußten die ganzen ersten Monate in der Bruthitze des Barackenlagers zubringen, und es wurde Oktober, bevor ein erster Ausflug in Begleitung japanischer Wachkommandos mit geladenem Gewehr abteilungsweise abkam. Auch die 75 Offiziere machten eine mehrstündige Wanderung auf heißen, staubigen Landwegen in die nicht besonders reizvolle ländliche etwas hügelige und sandige Umgegend. Wir lernten die besondere Vegetation dieser südlichen Insel kennen, u.a. das Zuckerrohr, das in hohen Stauden auf den Äckern stand. Sehnsüchtig richteten sich unsre Blicke auf die unweit unsers Lagers aufsteigende schöne bewaldete lange Hügelkette von einigen hundert Metern Höhe, deren Besuch uns aber erst für später in Aussicht gestellt wurde.

Wenige Wochen nach diesem ersten Ausflug, Anfang November 1915, sollten im ganzen Lande große nationale Festtage zur Krönungsfeier des Kaisers Taisho abgehalten werden. Es waren schon vier Jahre seit der Beisetzungsfeier für den vom ganzen Volk verehrten Kaiser der Restaurationszeit, Meiji, vergangen, und nun sollte am 3. November die Krönung seines Sohns Taisho nach altem traditionellem Shintoritius in Kyoto

stattfinden. Unser Lagerältester ließ sich von mir über die Bedeutung des großen Festtags näher unterrichten und wollte von mir hören, wie wir uns bei etwaigen Geschenken der japanischen Kommandantur verhalten sollten. Ich konnte ihm nur bedeuten, daß wir ungeachtet einer gewissen Verdrießlichkeit im Lager eine Aufmerksamkeit von japanischer Seite stillschweigend unter offizieller Danksagung von ihm als Sprecher für das Lager entgegenzunehmen hätten. Er legte Wert darauf, daß ich in einer Offiziersversammlung die Bedeutung dieser Feiern genauer schildern und die Notwendigkeit besonderer Zurückhaltung und Rücksichtnahme auf die patriotischen Gefühle der Japaner darlegen sollte, was geschah. Ich wies u.a. auf die aus den Zeitungen bekannte Geschichte solcher Krönungsfeiern hin, die seit Urzeiten in Kyoto, der ehrwürdigen Tempelstadt Japans und ehemaligen Residenz des Kaiserhofs, stattfänden, daß Japan als einzige Nation der ganzen Welt sich eines und desselben Kaiserhauses in ungebrochener Folge von Urzeiten her rühme, daß die Kaiseridee seit 1868 und der Restauration durch Kaiser Meiji aufs neue das ganze Volk im Banne einer religiösen Verehrung hielte, und die bevorstehende Feier daher viel tiefergehende allgemeine nationale Vorstellungen und Empfindungen erwecken werde als etwa eine Kaisers Geburtstagsfeier bei uns. Wir müßten mit einer religiös fanatisierten Stimmung im Lande rechnen. Es sei uns auch schon bekannt geworden, daß zur Zeit des Hauptkrönungsakts am 3. November (dem Geburtstag des verstorbenen Kaisers Meiji), Schlag 12 Uhr mittags, das ganze Volk einige Minuten in Sichtung Kyoto ehrfurchtsvoll in Stillschweigen verharren würde. Auch wir müßten unser Verhalten danach einrichten und keinen Anlaß geben, die japanischen Gefühle zu verletzen oder zu reizen. Meine Ausführungen hatten leider keinen vollen Erfolg. Am Morgen des großen Festtags bekam jeder vom Kommandanten als Zeichen unsers Einbezogenwerdens in die allgemeine Festfreude eine Flasche Bier und zwei Äpfel geschenkt, die uns von japanischen Ordonanzen zur Verteilung überbracht wurden. Wir sahen die Posten vor Gewehr auf den Glockenschlag 12 Front gen Osten nach Kyoto nehmen und das Gewehr präsentieren. Leider erfuhren wir bald darauf, daß zwei Hitzköpfe unter uns, aktive Oberleutnants, die Annahme der Festgabe verweigert und sie ans Büro zurückgeschickt hatten. Der Kommandant ließ die beiden am nächsten Tag zu einer Auseinandersetzung zu sich kommen. Ich mußte dolmetschen. Er machte sie in aller Ruhe auf das

Ungebührliche ihres Vorgehens aufmerksam, erklärte ihnen, daß die Zurückweisung seiner kleinen Aufmerksamkeit anlässlich des großen nationalen Festtags von ihm als Beleidigung empfunden würde und ersuchte sie um Revision ihres Standpunkts und Wiederannahme des Geschenks. Er sprach korrekt, ohne Heftigkeit oder Drohung. Leider schlossen sich zur Deckung der beiden Täter danach noch weitere fünfzehn, zumeist aktive Offiziere, ihnen an und sandten anderntags auch ihr Geschenk zurück, was den Kommandanten in hellen Zorn versetzte. Er berief erneut die Urheber der Aktion zu sich, diesmal leider ohne mich zuzuziehen, befahl ihnen, ihre Haltung zu korrigieren und geriet, als die beiden erklärten, vom "Feind" keine Geschenke annehmen zu können, beim Worte "Feind" in solche Wut, daß er den Säbel ziehen wollte, woran ihn glücklicherweise ein mutiger japanischer Dolmetscher hinderte, der ihn aber nicht bremsen konnte zum Schläge auszuholen und den beiden, die ihn beleidigt hatten, eine Ohrfeige zu versetzen. Da der eine von ihnen stärker war als der Kommandant kam es zu einem Handgemenge, dem die anwesenden japanischen Offiziere und die herbeigerufene Wache rasch ein Ende setzten.

Dieser Vorfall ist für uns und das gesamte Lager schicksalsbestimmend fast für die ganze Dauer der Kriegsgefangenschaft geworden. Unser Lagerältester hat nicht den Schneid gehabt, obwohl er in der privaten Aussprache mit mir von der Wichtigkeit vorsichtigen Verhaltens und stillschweigender Annahme eines Geschenks überzeugt gewesen war, die jüngeren Offiziere von ihrem Vorgehen abzuhalten. Nun war Holland in Not. Viele von uns, in erster Linie die aktiven Offiziere, waren empört über die körperliche Züchtigung durch den Kommandanten und suchten eine entsprechende Aktion gegen ihn einzuleiten. Der Lagerälteste berief eine Offiziersversammlung ein, in der er die ausgeteilten Ohrfeigen des Kommandanten als schwere Verletzung der Offiziersehre, die gesühnt werden müsse, bezeichnete und schlug vor, in corpore eine Beschwerde gegen den Kommandanten zu unterzeichnen, um Genugtuung für unsre Offiziersehre und seine Entlassung als Lagerkommandant zu erreichen. Man erwog, ob solche Beschwerde formell an den amerikanischen Botschafter in Tokyo, der nach Aufhören unsrer diplomatischen Beziehungen die Vertretung der deutschen Interessen in Japan übernommen hatte, zur Weitergabe an das Japanische Kriegsministerium oder direkt an letzteres zu richten sei. Ich sollte mich hierzu äußern. Ich erklärte, daß, wenn über-

haupt, solche Beschwerde keinesfalls an den unserm Anliegen gegenüber sicher gleichgültigen amerikanischen Botschafter geleitet werden sollte und führte weiter aus, daß von einer Beschwerdeschrift kein Erfolg zu erwarten wäre. Das Kriegsministerium würde den Kommandanten nicht bloßstellen, der in seinem Begleitbericht sicher auf die Provokation von Seiten der Täter hinweisen und sich zu rechtfertigen wissen werde. Die Sache würde auf diese Weise für uns eine höchst unangenehme Wendung nehmen, more japonico sei es üblich, in solchen Fällen durch persönliche Aussprache Wahrung unsers Standpunkts und Genugtuung zu suchen, wenn auf beiden Seiten die leidenschaftlichen Gefühle sich beruhigt und die Gemüter sich abgekühlt hätten. Dies würde zu unserm eigenen und auch zum Besten des ganzen Lagers ausschlagen. Meine Worte gingen in Protestrufen und im Hohngelächter aufgeregter Männer unter. Ich wurde als "Japankenner" und Utilitarist verschrien, man wollte nicht zuhören. Die Leidenschaft trat an Stelle des Verstands und wollte nichts anderes als Wiederherstellung der verletzten Offiziersehre durch sofortigen und unmittelbaren Frontalangriff. In aufgeregten Debatten gelang es den Stimmführern endlich, die durchaus unsichere Meinung und die Beschwerde an das Kriegsministerium zu beschließen. Sie wurde kurz darauf vom Lagerältesten dem Kommandanten zugeschickt. Das Schicksal nahm seinen Lauf.

Das Verhältnis zwischen uns und der Kommandantur war gestört, die Kluft wurde von Tag zu Tag größer, die Heißsporne gaben die Losung aus, wir hätten die Beziehungen als abgebrochen anzusehen, was dem Kommandanten nicht entgehen konnte und ihn sehr bald dazu bestimmte, die Zügel straffer anzuziehen und alle uns bisher gewährten Erleichterungen fallenzulassen: Die Offiziere hatten genau wie die Mannschaft zweimal am Tage zum Appell anzutreten, morgens um 7 und abends um 6 Uhr, "Licht aus" wurde um 9 Uhr abends befohlen, worauf wir uns pünktlich zu Bett zu begeben hätten. Durch regelmäßige, etwa alle zwei Stunden erfolgende Postenkontrolle wurden wir außerdem in unsrer Nachtruhe gestört. Endlich wurden uns und dem ganzen Lager die Zeitungen entzogen. Letzteres war der Hauptschlag als Antwort auf den Vorfall. Durch deutsche Zeitungen aus China und englische aus Japan hatten wir täglich die Kriegsnachrichten von den Fronten in Europa verfolgen könnten. In allen Baracken waren große Karten, oft selbst gezeichnete, aufgehängt, auf denen die Leute

täglich die Fähnchen neu steckten. Nun erfuhren sie so gut wie nichts mehr über den Verlauf des Krieges oder waren auf höchst unsichere mündliche Auskünfte der japanischen Dolmetscher angewiesen, die die Baracken besuchten, um die Stimmung zu ergründen. Es konnte nicht ausbleiben, daß unsere Mannschaften die Offiziere für das Unheil verantwortlich machten und zu murren und endlich laut zu schimpfen angingen. Sie selbst hatten es besser verstanden mit den Japanern fertigzuwerden, hatten freundlichen Umgang gepflegt und sich bisweilen auch gegen Übergriffe kräftig gewehrt, dann aber wieder geeinigt, ohne daß es zu einem unheilbaren Fluch gekommen wäre. Das Murren im Lager wurde lauter und heftiger. Es mußte etwas geschehen, um eine offene Meuterei gegen die Japaner oder die Kluft zwischen Offizieren und Mannschaften zu verhindern. Da unsre Ältesten die Dinge laufen ließen, begab ich mich kurz entschlossen eines Tages selbst zum Kommandanten und klärte ihn über die Sachlage auf. Ich wollte nichts gegen seine allgemeinen Maßnahmen sagen, aber die Entziehung der Zeitungen sei ein so empfindlicher Schlag, daß als Reaktion vielleicht eine richtige Meuterei im Lager ausbrechen würde, weswegen ich ihm nahelege, das Verbot aufzuheben. Nach kurzen Nachdenken sagte es zu mir: "Gut, weil Sie mich darum bitten, will ich Ihnen entgegenkommen und Ihnen persönlich gestatten, zwei japanische Tageszeitungen zu lesen, die Sie sich selbst aussuchen und aus denen Sie dem Lager die Kriegsnachrichten bekanntgeben können". Ich war etwas betroffen über die große Aufgabe, täglich Zeitungen zu übersetzen und Berichte ans Lager zu geben, was bei der Eigentümlichkeit der japanischen Sprache trotz meines Geübtseins schwierig war. Ich mußte das Angebot aber dankend annehmen.

Ich wählte eine japanische Lokalzeitung von dem uns nächstgelegenen größeren Ort Fukuoka und als führende und gut orientierte Zeitung die "Osaka Mainichi". Das Büro abonnierte beide Zeitungen für mich, und so begann meine große, jahrelang geleistete Tagesarbeit für das Lager durch die Herausgabe von Kriegsberichten, die ich unter dem Titel "Der Rufer im Streit" in allen Baracken aushängen ließ. Einige freundliche Helfer nahmen mein Diktat mit den übersetzten Kriegstelegrammen auf zwei, drei Schreibmaschinen entgegen, und das ganze Lager war beglückt, nun wieder die Kriegslage an allen Fronten genau verfolgen zu können. Alle meine Freunde waren über diese Wendung erfreut, der Lagerälteste und "das Fähn-

lein der sieben Aufrechten" enthielten sich jeder Äußerung. —

Weihnachten 1915 verlief dementsprechend in nicht gerade rosiger Stimmung. Ein großer Weihnachtsbaum war uns von den Deutschen in Yokohama geschickt worden und wurde im Eßsaal angezündet. Auch gab es eine Art Festmahl, aber Weihnachtsgaben, wie die Japaner sie uns in Kumamoto gespendet hatten, blieben naturgemäß aus. Es fehlte aber nicht an Liebesgaben von Seiten des Hilfsausschusses in Tokyo und entsprechender Organisationen und Familien in Shanghai und Tientsin. Mit einem Konzert meiner inzwischen etwas vorangekommenen Kapelle strebte ich eine Weihnachtsstimmung im Lager an. —

Bald nach Jahresbeginn lief die Antwort auf die an das Kriegsministerium gerichtete Beschwerdeschrift ein. Der lagerälteste Major und der nächstälteste Major Wegmann wurden auf die Kommandantur bestellt mit mir als Dolmetscher. Oberstleutnant Masaki erklärte, das Kriegsministerium habe es abgelehnt, unsre Beschwerde offiziell entgegenzunehmen. Sie würde uns mit der Weisung zurückgegeben, daß wir es nicht wagen sollten, uns noch einmal über Maßnahmen des Kommandanten zu beschweren, widrigenfalls wir schwere Disziplinarstrafen zu gewärtigen hätten. Ich verdeutschte seine Worte, woraufhin er das Schriftstück an unsern Major zurückreichte, der stocksteif dastand und keinen Finger rührte, es wieder an sich zu nehmen. Ich sah Masaki erleichen, was bei einem Japaner als Zeichen einer großen Erregung und eines bevorstehenden Gefühlsausbruchs zu deuten ist und ergriff einfach selbst das Schreiben, das ich dem Major auf dem Rückweg aushändigte. Der war über diese Wendung so paff, daß er kein Wort sprach. Unsre Beschwerde hatte sich als ein Schlag ins Wasser erwiesen, wie ich's erwartet hatte, aber der Mißerfolg rief bei den Hauptanstiftern größten Ärger hervor und wurmte sie tagtäglich. Sie wußten nicht, was sie gegen die erlittene Unbill weiter tun konnten und verstärkten ihre Taktik, den Japanern des Büros die kalte Schulter zu zeigen. Daß das nicht gut ausgehen konnte und schließlich neue Gegenmaßnahmen von japanischer Seite zeitigen mußte, war allen Einsichtigen klar.

Der Winter verging unter mancherlei kleinen Drangsalen. Für die Älteren unter uns, die über 35 Jahre waren, bedeutete das ständige Aufgewecktwerden durch die Posten eine rechte Nerventortur. Man hörte die Patrouillen in ihren schweren Stiefeln und mit den aufstoßenden Gewehrkolben die offenen

Baracken betreten, wartete, ob einer der jungen Soldaten mit seinem Lampion ins eigene Zimmer käme, nach den schlafenden Gefangenen zu sehen, und man brauchte dann geraume Zeit um wieder einzuschlafen, um nach zwei Stunden von neuem geweckt zu werden. Da konnte es geschehen, daß man über den gestörten Schlaf in Wut geriet, die aber dem japanischen Soldaten gegenüber, der einfach seine Pflicht tat, nicht angebracht war und auch gar nicht von ihm verstanden wurde. Mir passierte es einmal, daß ich über das Gewecktwerden und den Schein eines Lampions über meinem Kopf so böse wurde, daß ich zum Schlag gegen die Laterne ausholte und sie heftig zurückstieß, wobei mir meine dicke japanische Steppdecke vom Bett rutschte. Der Soldat hob sie auf und deckte mich wie ein Kind wieder zu, indem er sagte: "Seien Sie vorsichtig, Sie werden sich erkälten". Das entwaffnete mich. Es sei hier als kleines Charakteristikum für die Art der Japaner angeführt, die in ihrer Menschlichkeit unsern Heißspornen weit überlegen waren.

Wir hatten in unsern Baracken im Winter keinerlei Erwärmung. Zwar waren japanische Hibachis — offene Holzkohlenbecken — ausgegeben worden, die wir aber seltsamerweise nicht draußen vor den Baracken, sondern nur in unsern Zimmern anzünden sollten. Diese Versuche endeten regelmäßig mit einer Oxydvergiftung und schweren Kopfschmerzen, weswegen sie völlig aufgegeben wurden. Bei größerer Kälte im Januar und Februar saßen wir in Decken gehüllt mit kalten Füßen auf dem dünnen Holzfußboden, fanden aber bald ein Mittel, uns gegen Frost zu schützen ein geschickter Schneider unter den Mannschaften machte uns dickwattierte hohe Schaftstiefel aus einfachem Khakistoff. Darin saß ich dann behaglich warm, schrieb Partituren aus für mein Orchester, trieb Musikstudien, und sobald die Zeitungen kamen, begann die Übersetzungsarbeit für den "Rufer im Streit", wobei ich öfters außer den Kriegsnachrichten Auszüge aus bemerkenswerten Presseäußerungen zur Kriegslage mitveröffentlichte. — Ein Musikverein wurde gegründet, um etwas Geld für das Ausschreiben der Stimmen fürs Orchester zu sammeln, und so entwickelte sich auf diesem wie auf andern Gebieten ein Arbeitsbetrieb für das Lager, um Leuten eine kleine Einnahme zu verschaffen. Nach getaner Arbeit erholte ich mich im Kreise guter Freunde, mit denen gelegentlich ein kleiner Skat gespielt wurde: Baurat Langenbach, in dessen Zimmer wir uns zusammenfanden, der bedeutende Astronom und Mathematiker Prof. Meyermann und Dipl.

Ing. Hopp von Siemens. Wir verstanden einander ausgezeichnet, und ich hatte als der einzige Nicht-Techniker in diesem Kreis viel Anregung durch fachmännische Unterhaltungen. Langenbach zeigte sich in allem gefällig und hilfsbereit. Wo er konnte legte er Hand an, um uns das Leben bequemer zu gestalten. Meine Stubengefährten Trittel und Gutmann vernachlässigte ich aber nicht, sie beschäftigten sich jedoch mit eigenen Studien. Der kleine rundliche Trittel, ein großer Linguist, konnte außer den üblichen europäischen Sprachen Russisch und lernte jetzt noch Türkisch dazu, außerdem zum Chinesischen, das er berufsmäßig studiert hatte, noch die japanische Schriftsprache, und Gutmann befließigte sich technischer Studien und der höheren Mathematik.

Ausflüge erschlossen uns nun auch endlich die weitere Umgebung unseres Lagers. Wir erklimmen mehrmals die schöne lange Hügelkette des Koyasan mit einer Tempelanlage (nicht zu verwechseln mit dem berühmten Kōyasan zwischen Nara und Wakayama). Von oben schweifte der Blick weit über die Insel Kyushu, die mit ihren Straßen und Feldern kultivierter erschien als die Hauptinsel. Im Sommer 1916 wanderten wir auch einmal zu dem sehr anmutigen breiten Chikugo, einem Fluß, der gute Gelegenheit zum Schwimmen bot, bei Hochwasser aber wegen seiner Strömung nicht ungefährlich war. Kamen wir bei solchen Unternehmungen auch wieder in nähere Berührung mit dem uns begleitenden japanischen Offizier, mit dem wir freundlich plauderten, so blieb das Verhältnis zur Kommandantur durch die ablehnende Haltung unserer Mannen doch immer noch gespannt.

Eines Tages wurden der Lagerälteste und ich wieder aufs Büro zitiert. Unser Major hatte sich schriftlich über die Briefzensur beschwert und sich darüber beklagt, daß Briefe aus der Heimat oft wochenlang auf dem Büro liegen blieben, ehe sie ausgeteilt wurden. Der Kommandant stellte ihm vor, daß nach seiner Prüfung der Sachlage die drei Zensoren, von denen jeder über 100 Briefe täglich erledigte, zufriedenstellend arbeiten. Er könne keine Mehrarbeit von ihnen verlangen, wäre aber unter Umständen bereit, bei der Division eine oder zwei neue Hilfskräfte zu beantragen, wenn unser Lagerältester einen solchen Wunsch äußere. Unser Major glaubte, sich wiederum auf Rechte der Kriegsgefangenen laut den Haager Artikeln berufen zu können. Auf die Frage des Kommandanten, aus welcher Bestimmung er das Recht zur ordnungsmäßigen Auslieferung der Post herleite, blieb er die Antwort schuldig. Der Kom-

mandant wiederholte: "Wenn Sie den Wunsch auf Beschleunigung der Zensurarbeiten haben und ein entsprechendes Gesuch stellen, werde ich den Antrag befürwortend weitergeben". Der Lagerälteste lehnte es entschieden ab, eine Bitte zu äußern, wo er glaubte, Rechte zu haben, und so verlief sich die Sache im Sande.

Über diese unbewegliche Taktik des Lagerältesten habe ich viel nachgedacht. Wer "Forderungen" an einen übermächtigen Verhandlungspartner stellen will, wird sich vorher überlegen, mit welchen Mitteln er sein Ziel erreichen kann. Hat er keine zweifelsfreien gut fundierten Argumente anzuführen und keinen Rechtsweg, den er beschreiten könnte: was soll dann das hartnäckige Ausspielen vermeintlichen Rechts? Er muß versuchen, seinen Wunsch auf andere Weise durchzusetzen, sich also auf Verhandlungen einlassen. Der andre will ihm sehr liebenswürdig goldne Brücken hierzu bauen, indem er anbietet, ein Gesuch zu befürworten. Der aber will um nichts bitten. Während er im täglichen Leben oft genug sagt "bitte sehr" — "ich bitte darum" — versteift er sich auf ein vermeintliches Recht. Bitten hieße Gefälligkeiten annehmen, "danke" zu sagen, dem andern also Achtung zu erweisen, ihn für ebenbürtig zu erklären, und sonstige Konsequenzen zu ziehen. Das geht ihm gegen den Strich. So läßt er das schon nahegerückte Ziel gegen eigene Interessen und die von tausenden seiner Obhut anvertrauten Mannschaften lieber entschweben als seine eingebildeten Rechtsauffassungen zu opfern. Gewöhnt daran, Befehle zu geben oder zu empfangen, kann der nur als Offizier Denkende sich nicht in den einfachsten menschlichen Verhältnissen zurechtfinden, kann nicht politisch denken, ahnt nicht, was in der Seele des Verhandlungspartners vorgeht und läßt so leicht erreichbare Möglichkeiten an seiner Sturheit scheitern. Ich mußte dabei an die Unfähigkeit mancher Politiker in Deutschland denken, die mit dem Festhalten an Ideologien das praktische Leben an sich vorüberrauschen ließen. Von solchen Gedanken ausgehend stiegen mir auch Bedenken über unsre bedrohliche Lage zu Hause auf, aus der uns nur ein großer Mann wie Bismarck würde retten können....

Von solchen Sorgen erlöste mich die Musik. Unser Orchester machte Fortschritte. Die Dilettanten hatten, angespornt durch die Orchesterkonzerte, die wir veranstalteten, fleißig auf ihren Instrumenten, der Geige und dem Cello, geübt, so daß sie reif wurden, im Orchester mitzuwirken. Auch ein Flöten- und ein

Klarinettenspieler kamen hinzu. Sie konnten bei leichten Stücken den Orchesterklang unterstützen. Wir hatten aber nicht genügend Geigen und Celli. Geschickte Tischler bauten daher nach dem Muster der vorhandenen Instrumente aus dem Holz von Bierkisten aus der Kantine einige Geigen und auch ein Cello, die einen ganz anständigen Klang hatten. Bald hatten wir so viele Geigenspieler zusammen, daß wir die in den Partituren vorgesehene erste und zweite Violine und die Bratsche zum Ersatz der fehlenden Bläser unterteilen, eine dritte und vierte Violinstimme und eine zweite Bratschenstimme dazuschreiben und endlich auch die Cellostimme noch einmal unterteilen konnten. Wir führten leichtere Ouvertüren und Sinfonien unsrer Klassiker auf und wollten als besonderes Konzert im Jahre 1916 vor Beginn der allzu großen Tropenhitze den ganzen "Freischütz" von Weber mit Chören und Gesang als Konzerte aufführen. Das bedurfte langer Einübung der Chöre und Gesangstimmen, für die ich drei ganz stimmbegabte Männer aus dem Lager gewann. Die Frauenstimmen mußten natürlich von Tenören gesungen werden. Ich selbst konnte in der Oper als Tenor, der zugleich eine gewisse Tiefenlage besaß, merkwürdigerweise die Rolle der lieblichen Agathe und zugleich des bösen Caspars übernehmen, die in keinem Duett zu singen haben. Der Abend kam heran, unser Eßsaal war stoppevoll von begeisterten Zuhörern, und noch in den Fenstern hingen die Mannschaften, die unsrer Musik lauschten. Ich hatte Hertling die Leitung des Orchesters überlassen, ein guter Deklamator sprach den verbindenden Text, gemischte Chöre, für Männerstimmen umgeschrieben, und Arien gelangen überraschend gut, und die Zuhörer versicherten mir, daß unsre Aufführung das Glanzstück unsrer bisherigen Leistungen gewesen sei. Wir hatten schon im Winter ein Konzert mit Auszügen aus den "Meistersingern" veranstaltet, beginnend mit dem herrlichen Vorspiel, worauf aus dem dritten Akt das "Preislied" und der Schlußgesang von Hans Sachs und dem Finale-Chor folgten. Das "Preislied" einem guten Tenor mit junger aber unausgebildeter Stimme einzustudieren war schwierig gewesen, aber schließlich gelungen. Ich selbst sang am Schluß den Hans Sachs: "Verachtet mir die Meister nicht!" und aller Herzen wurden bewegt bei den Worten: "Habt acht, uns drohen üble Streich! Zerfällt erst deutsches Volk und Reich in falscher welscher Majestät...usw." Einzelne hatten bei der Aufführung sogar Tränen vergossen, der herrliche Schlußchor tröstete sie....

Im heißen Sommer mußten wir das Musizieren aufgeben, aber erst dann, als die Hitze unerträglich wurde und es vorkam, daß Geiger während des Spielens plötzlich nur noch das Griffbrett ihrer Instrumente in der Hand hatten, weil der aufgeleimte Resonanzboden zur Erde fiel! Das setzte der Musikbegeisterung vorläufig ein Ende. —

War es die zunehmende Temperatur oder eine Gemütsbewegung des Kommandanten, die ihn bestimmte, wieder ein verträgliches Verhältnis zu den Offizieren herzustellen? Wir hörten gerüchtweise, daß er vorhätte, sich über den peinlichen Vorfall vom letzten November mit dem Lagerältesten auszusprechen. Tatsächlich wurden unser Major und der nächstälteste Major Wegmann, wiederum mit mir als Dolmetscher, eines Vormittags ins Büro geladen. Der Kommandant wolle uns sprechen. Als er zum Sitzen auf den kleinen Schemeln aufforderte, blieben die beiden Majore in strammer militärischer Haltung hartnäckig stehen, als ob sie einen Ladestock verschluckt hätten. Auf sein wiederholtes Winken Platz zu nehmen reagierten sie nicht. Er blickte mich verwundert und fragend an, was das bedeuten solle? Ich sagte, er möchte sie durch Ordonnanzen, die ihnen mit dem Schemel einen Stoß in die Kniekehlen versetzen, zum Sitzen zwingen, was auch geschah.

Dann begann der Kommandant ein scharfsinniges, geradezu sokratisches Frage- und Antwortspiel, das er sich sehr genau überlegt hatte und von dem anwesenden japanischen Hauptmann protokollieren ließ. Er führte den streng logischen Beweis, daß verständige Menschen nach einem Streit ihre gegenseitigen Standpunkte in klarer Aussprache zu bereinigen und einer dem andern entgegenzukommen hätte. Seine Grundsätze waren so sicher umrissen, daß er den Lagerältesten zwang, "Ja" dazu zu sagen. Als er ihn aber aufforderte, seinen Standpunkt über das Vorkommnis vom November anzuhören, weigerte sich dieser entschieden, ihm Gehör zu schenken und gab dadurch zu verstehen, daß er die tätliche Beleidigung der beiden jungen Offiziere für zu schwer hielt, um sie mit bloßen Worten wieder gutzumachen. Oberstleutnant Masaki entließ uns schwer verstimmt. Er überlegte sich, wie er nach dieser "Abfuhr" in Zukunft verfahren solle. Offenbar lag ihm sehr daran, das Mißverständnis beizulegen und eine friedlichere Atmosphäre zwischen Offizieren und Büro zu schaffen. So schwer es ihn ankam selbst einen Schritt hierzu zu tun: eines Tages ließ er sämtliche Offiziere antreten, um sich vor allen in einer Rede zu

rechtfertigen. Er bedaure lebhaft, sagte er, daß er sich zu einer ungewollten Handlung habe hinreißen lassen, die aber verständlich gewesen wäre angesichts der ihm zugefügten schweren Beleidigung und Provokation durch die Zurückweisung des Geschenks anlässlich der Krönungsfeier. Er habe geglaubt durch sein dem Lager gemachtes persönliches Geschenk die ihm anvertrauten Kriegsgefangenen zur Mitfreude und Mitfeier dieses hohen nationalen Feiertags bewegen zu können. Wir müßten darum seiner heftigen Gemütswallung, als er sich verkannt sah, Verständnis entgegenbringen. Er hoffe, mit diesen Worten die Angelegenheit zwischen uns in Ordnung gebracht zu haben.

Bei objektiver Würdigung dieser erstaunlichen Rede mußte sich jeder sagen, daß hier ein verständiger und gutwilliger Vorgesetzter das Wort geführt habe, dem daran lag, das beiderseitig begangene Unrecht wiedergutzumachen, und daß füglich niemand mehr als eine derartige Erklärung von ihm erwarten könne. Sie wirkte auf unsern Lagerältesten und seine Eideshelfer jedoch rein negativ und löste bei ihnen nur Spottreden aus. Das brachte den Kommandanten, der das fühlte, schließlich dazu, den Lagerältesten in Zukunft überhaupt als Befehlsvermittler und Vertreter der Offiziere und des Lagers auszuschalten. Er ließ ihm mitteilen, daß er ihn als Lagerältesten absetze und ernannte an seiner Stelle den Major von Strantz. Mit diesem würde er sicher keine Schwierigkeiten haben. Strantz war ein immer fröhlicher Behagen ausströmender Mann, hochgewachsen und durch reichlichen Genuß von Bier von erheblicher Leibesfülle, im Lager deswegen "der Bierturm" genannt. Der abgesetzte Major hielt seine Entlassung nach streng militärischer Auffassung von Rang und Würde für so unmöglich, daß er sie nicht ernst nahm und am nächsten Morgen den japanischen Offizier wie sonst beim Appell begleiten wollte. Erst auf dessen Aufforderung hin trat er betroffen zurück und räumte seinen Platz Major von Strantz ein. Dieser Versuch, sich dem Befehl des Kommandanten zu widersetzen trug ihm einen vierwöchigen Stubenarrest ein.

Daß dies eine neue Störung war und viel Unfrieden unter uns schuf war kein Wunder. Bei vielen dämmerte jedoch die Erkenntnis, daß der Lagerälteste diese Degradierung durch seinen ständigen Starrsinn selbst verschuldet hatte. Die kleine Minderheit, die ihm die Stange hielt, sonderte sich immer stärker von den andern ab. Wir gingen weiter unsern Beschäftigungen nach, wohl wissend, daß die Zeiten viel zu ernst waren,

um sich lange mit inneren Zwistigkeiten herumzuschlagen. Daß wir die ganze Zeit über die Lage an den Fronten mit größter Aufmerksamkeit verfolgten und die Hoffnung auf einen guten Ausgang des Ringens der Heimat nie erlosch, brauche ich wohl nicht zu betonen. Hier spreche ich mehr aus der Seele des Kriegsgefangenen und über jene Verhältnisse, die psychologisch für uns so aufschlußreich waren, besonders für mich, weil ich als Mittelsmann stärker als jeder andre in diesen Meinungskampf verwickelt wurde und mich seelisch dauernd mit ihm auseinandersetzen mußte. Ich veranstaltete meine Konzerte ruhig weiter und hörte auch interessante Vorträge einzelner Fachleute mit an. So unterrichtete uns z.B. Dr. Karl Merck in der Chemie, Stabsveterinär Pfeiffer sprach über Biologie, Vizekonsul Dr. Limmer über Staats- und Völkerrecht und Dr. Steitz über seine Erfahrungen als Austauschstudent in Amerika, u.a. Theodore Roosevelt, dem Manne des "big stick". —

Einige verheiratete Offiziere, denen bei Beginn der Kriegsgefangenschaft ihre Frauen hatten nach Japan folgen dürfen, empfingen jeden Monat deren Besuch. Die Ehepaare durften sich im Beisein eines Dolmetschers ein Stündchen im Büro unterhalten. Auch meine treue Sekretärin Fräulein Margarethe Hagmann besuchte mich und berichtete von ihrer fleißigen Arbeit in meiner Praxis in Yokohama. Sie erzählte mir einen erheiternden Zwischenfall von ihrer Reise von Yokohama bis Kurume: Sie hatte sich lt. Vorschrift für alle nicht internierten Deutschen einen Reisepaß besorgt und war mit dem Nachtzug von Yokohama abgefahren. Beim Erwachen in Osaka ließ ein wiederholtes Rufen längs des Zuges sie aufhorchen. Sie schaute hinaus und sah zwei Polizisten, die "Margasan", "Margasan" riefen. Sollte sie das sein? Sie fragte den einen, wen sie denn suchten? und richtig wurde ihr ein Zettel mit ihrem in japanischer Silbenschrift ausgeschriebenen Namen überreicht. Sie sagte: "Ja, das bin ich." — "Aber Sie haben ja garnicht den Strohhut mit Rosen auf dem Kopf, den Sie bei der Abfahrt trugen." "Ja, glauben Sie denn, daß ich mit dem Hut auf dem Kopf schlafe?" Sie sagte das in gutem Japanisch. Lachend beruhigten sich die Polizisten und ließen sie trotz fehlenden Signalements unbehelligt weiterreisen. In meinem nicht sehr spaßhaften Leben im Lager hatte ich ein Vergnügen an so etwas, aber bald sollte ein Ereignis eintreten, das mir das Lachen wieder austrieb.

Unser Major hatte seine Absetzung nicht verschmerzt. Es wurmte ihn, nicht mehr als anerkannter Ältester auftreten zu können. Er nährte seinen Groll und seine gekränkte Eitelkeit und versuchte, uns Offizieren seine eigene geringschätzig Haltung den Japanern gegenüber aufzuzwingen. Die meisten ließen ihn reden und kümmerten sich nicht um seine Sprüche. Eines Nachmittags bestellte er Dr. Mohr, meinen Freund, den ehemaligen Kiautschou-Beamten und mich zu sich. Mir schwante, daß es einen Zusammenstoß geben würde. Er hatte seit Monaten meine Orchesterkonzerte nicht mehr besucht, sich an den Sammlungen für den Musikverein nicht mehr beteiligt und mich geschnitten wo er konnte.

Er eröffnete uns nun, ihm sei zu Ohren gekommen, daß wir beide einen unerlaubten, mit der Ehre eines Offiziers unvereinbaren Verkehr mit Japanern des Büros unterhielten. Das war ohne jede Einleitung gesprochen ein schimpflicher Angriff auf unser Ehrgefühl. Mohr und ich sahen einander einen Augenblick schweigend an, ungewiß, ob wir ihn als "armen Irren" nehmen oder ihn derb zurechtweisen sollten. Dann bat ich den Major uns zu erklären, was er unter "Ehre eines Offiziers" verstünde und inwiefern wir nach seiner Ansicht einen ehrenrührigen Umgang mit Japanern gehabt hätten. Er erging sich in allgemeinen Redensarten über Offiziersehre und fügte hinzu, er wisse, daß die Japaner bei uns aus- und eingingen. Mohr wies darauf hin, daß er mit einem Japaner des Büros Japanisch triebe, das sei eine nützliche Beschäftigung. Da er das Chinesische beherrsche, falle ihm das Lesen der japanischen Schriftzeichen nicht schwer. Er wolle zusammen mit dem Japaner eine leicht verständliche Grammatik der japanischen Umgangssprache verfassen. Ob der Major in solchem Beginnen etwas Anstößiges fände? Auf die sehr gleichmütig geäußerten Worte Mohrs schwieg unser Ankläger. Er blickte mich an. Ich sagte: "Was mich anbetrifft, so wissen Sie, daß ich immer nur zu Ihrer Begleitung vom Kommandanten aufs Büro zitiert worden bin. Das kann wohl nicht als unehrenhafter Umgang bezeichnet werden. Ein einzimal bin ich spontan zum Kommandanten gegangen. Das war wegen des Zeitungsverbots, als niemand in der Sache etwas tat, auch Sie nicht, und das Lager zu murren anfang. Ich hatte Erfolg und gebe seitdem die Kriegsberichte fortlaufend für Sie, Herr Major, die andern Offiziere und das ganze Lager heraus. Die Genehmigung hierzu habe ich in Ihren Augen wohl durch Unehrenhaftigkeit erwirkt? Im übrigen

kommen manchmal, aber doch recht selten, Bürodolmetscher zu mir, damit ich die Befehle des Kommandanten in vernünftiges Deutsch bringe, um das Lager nicht zum Lachen zu reizen. Ist das verdienstvolle Arbeit oder wollen Sie darin eine Unehrenhaftigkeit erblicken? Wenn sonst ein Japaner erscheint, der deutsche Redewendungen von mir erklärt haben möchte, soll ich ihm die Tür weisen?

Ich hatte mich langsam in Erregung hineingesprochen. Der Major versetzte: "Sie führen ja Ihre Sache offensiv!" — Ich sprang auf: "Meine Sache? Sie irren sich. Hier handelt es sich nur um Ihre eigene Sache, es geht um Sie selbst. Sie wollen Ihren Unmut nach Ihrem Krach mit dem Kommandanten an uns auslassen, Sie haben als Lagerältester versagt. Sie betreiben die Taktik der "kalten Schulter", also der Mißachtung gegenüber den Japanern, und haben Sie wirklich geglaubt, damit zum Wohle des Lagers zu wirken? Das Gegenteil ist der Fall! Besonnenheit war im Umgang mit den Japanern angebracht, einzelne unter uns haben dadurch schlimme Folgen für alle abzuwenden verstanden. Ich selbst habe bei unsern gemeinschaftlichen Besprechungen mit dem Kommandanten immer Sie zu decken gesucht und zum Guten geredet, wenn Ihre offensichtliche Mißachtung zu deutlich wurde. Ich habe auf diese Weise neue Zusammenstöße verhindert. Das haben Sie nicht bemerkt oder nicht verstanden und wollen auch nicht anerkennen, daß ich hier vielleicht der einzige bin, der tagaus, tagein stundenlang positive Arbeit fürs Lager leistet durch die Übersetzung japanischer Zeitungen, und jetzt wollen Sie mich sogar unehrenhafter Beziehungen zu den Japanern beschuldigen?" Und in ruhigerem Ton schloß ich: "Ich weise Ihre unerhörte Verdächtigung als völlig grundlos aufs schärfste zurück und erwarte, daß Sie Ihre schwere Anschuldigung zurücknehmen."

So oder ähnlich hatte ich gesprochen. Ich hatte alles herausgesprudelt, was mir der Zorn über diese Kränkung im Moment eingab. Bleich und aufgeregt saß der Major vor mir und fand kein Wort der Erwiderung. Grußlos schritt ich hinaus und warf hinter mir die Tür mit einem Donnerkrach zu, während Mohr regungslos sitzenblieb.

Ich erzählte diesen Auftritt brühwarm meinen Freunden. Sie waren aufs äußerste empört und rieten mir, meinen Zeitungsbetrieb sofort einzustellen. Obwohl ich den gleichen Gedanken schon gehabt hatte: war es richtig, das Lager in Mitleidenschaft und in den Streit unter uns Offizieren hinein-

zuziehen? Meine Freunde meinten, darauf käme es nicht an. Die Einstellung meiner Arbeit sei die einzig richtige Reaktion. Wenn die Mannschaften sich hinter mich stellten, würden der Älteste und seine Hintermänner schon merken, welches die echte und gesunde Auffassung der Gesamtheit sei. Ich sträubte mich etwas hiergegen, weil ich die Wirkung voraussah und vermeiden wollte, daß man mich der Aufwiegelung im Lager bezichtige. Man redete mir alle meine Bedenken aus, die Kernfrage sei und bleibe die schwere Verdächtigung und schließlich das ganze Problem unsrer Stellung zu den Japanern, das bei dieser Gelegenheit zum Austrag gegen die lächerliche Minderheit kommen müsse. Der Älteste habe nur im Sinn, mich als den Träger der Opposition auszuschalten und uns alle zu seiner verrannten Auffassung zu zwingen. Er habe keine Schonung verdient. Ich sah das ein, wollte mir den Schritt aber als ultima ratio vorbehalten und zunächst den Versuch machen, ihn durch einen Mittelsmann zur Besinnung zu bringen. Ich wählte hierfür den klugen und energischen kleinen Pionierhauptmann Sodan, der am nächsten Tage den Major aufsuchte, um ihm nochmals meinen Standpunkt zu erklären und ihn zur Zurücknahme seines Vorwurfs zu bestimmen. Er kam ohne befriedigenden Bescheid zurück. Der Älteste habe gesagt, einen Vorwurf hätte er nicht erhoben, sondern nur wiedergegeben, was er gehört hätte. Ich sei sehr heftig geworden, müsse aber mit mir selbst ausmachen, ob ich mir etwas vorzuwerfen habe. Auf diese unklaren Verdrehungen bat ich Sodan, ihn noch einmal zu besuchen und zu erwidern: was in meinem Innern vorginge, stünde nicht zur Debatte. Er habe eine Ehrenfrage aufgeworfen. Was für einen Offizier ehrenhaftes oder unehrenhaftes Verhalten sei, richte sich nach der grundlegenden Auffassung eines geschlossenen Kreises gemäß feststehender Regeln über Sitte und Anstand und nicht nach dem subjektiven Empfinden des Verdächtigten. In seinen Worten sei latent der Vorwurf der Unehrenhaftigkeit ausgesprochen worden, weswegen ich auf Zurücknahme dieses Vorwurfs bestehen müsse. Auch hierauf blieb der Major eine klare Antwort schuldig. Er wiederholte, ich müsse selbst wissen, ob ich mich schuldig fühle oder nicht. Auf diese erneut ausweichende Antwort griff ich zur Feder und schrieb ihm, aus seinen meinem Vermittler gegenüber gemachten Äußerungen ginge hervor, daß er den Vorwurf unehrenhafter Beziehungen zu den Japanern nicht habe erheben wollen, was ich hiermit endgültig feststelle. Daraufhin erhielt ich einen

längeren Schreibebrief, worin er meine Feststellung ablehnte und wiederum erklärte, ich solle mein Gewissen befragen. Wenn dieses mich von einem Vorwurf freispreche, sei alles in Ordnung. Für den Offizier gäbe es im Verhalten zu den Japanern nichts als den Ehrenstandpunkt, während ich die falsche Auffassung eines Utilitaristen vertrete, der sich von Zweckmäßigungsgründen leiten ließe. Da auf diese Weise alle meine Versuche ihn zur Vernunft zu bringen, gescheitert waren, zog ich die Konsequenz und stellte meine Zeitungsarbeit ein. Der "Rufer im Streit" verstummte, und die Mannschaften sahen sich vergeblich nach den regelmäßig nachmittags erscheinenden Kriegsberichten um.

Wie vorauszusehen war rief das Ausbleiben der Nachrichten große Erregung im Lager hervor. Die Gründe hierfür waren aus dem Offizierslager alsbald zu den Mannschaften durchgesickert. Jetzt konnte es sich nur darum handeln, wie sich das Lager dazu stellen würde. Es entsandte eine Delegation von Barackenältesten, die mich im Auftrag der gesamten Mannschaften inständigst baten, die Nachrichten, ungeachtet aller Angriffe auf meine Ehrenhaftigkeit wieder erscheinen zu lassen. Man sei mir für meine Arbeit zu größtem Dank verpflichtet, verstehe nicht, daß man mir deswegen Vorwürfe mache und wünsche dringend, ich möge weiter zum Besten des Lagers wirken. Ich dankte für die mir ausgesprochene gute Gesinnung und ließ tags darauf meine Berichte im Mannschaftslager aushängen. Für die beiden Offiziersbaracken hielt ich sie zurück. Die auf meiner Seite stehende absolute Majorität der Offiziere nahm keinen Anstoß daran, die Berichte im Mannschaftslager zu lesen, während "das Fähnlein der sieben Aufrechten" sich dessen trotzig enthielt, um sich nicht bloßzustellen. Das war gewiß kein schöner Zustand, der mir selbst *contre coer* ging, aber so lange durchgehalten werden mußte, bis sich der Lagerälteste einzulenken gezwungen sah. Er besuchte mich denn auch zu einer intimen Aussprache und erklärte mir, daß wir als Offiziere es doch nicht so weit hätten treiben dürfen, eine Kluft zwischen dem Lager und uns aufzureißen. Ich sagte, daß mir nach seiner ungerechtfertigten Beschuldigung wegen unehrenhaften Verkehrs mit Japanern kein anderer Weg geblieben wäre als meine Arbeit einzustellen, von der er doch wissen müßte, daß sie ausschließlich meiner verständigen zurückhaltenden Beziehungen zum Kommandanten zu danken wäre. Sein versteckter Vorwurf habe mich daher aufs schwerste gekränkt. Ich

sah ihm an wie schwer es ihm fiel, wider den Stachel zu löken, obwohl ich es ihm dadurch leicht gemacht hatte, daß ich sagte, ich selbst empfinde diesen Gegensatz unsrer Auffassung schmerzlich. Nach manchem Hin und Her gab er zu, zu weit gegangen zu sein und zog schließlich seine Verdächtigung zurück. Die Sache war ihm so nahegegangen, daß er mir zum Schluß feuchten Auges die Hand drückte und sagte: "Wir wollen den Streit als begraben ansehen und uns wieder vertragen." Mit dieser Aussprache schloß der letzte und schwerste Meinungskampf, den ich in der Kriegsgefangenschaft, fest auf meiner unabhängigen Meinung fußend, zu einem glücklichen Ende gebracht habe.

Triumphgefühle darüber habe ich nicht aufkommen lassen und auch niemals einen eigentlichen Groll gegen den Major gehegt. Ich wußte genau, daß unser Ältester im Grunde ein gutgesinnter Mensch war, der sich nur durch einige überhitzte Gemüter zu seinem falschen Standpunkt hatte verleiten lassen, vielleicht auch die spätere Kritik seiner Standesgenossen in der Heimat fürchtete. Ich bedauerte ihn eigentlich. Der Friede war nun zwar hergestellt, aber der Riß zwischen mir und den unbelehrbaren Vertretern, die mir den Gruß versagten, blieb bestehen. Das schmerzte mich, und diese Wunden haben mir im späteren Leben noch viel zu schaffen gemacht und sind erst langsam vernarbt. Meine Freunde, die wußten, wie nahe mir diese Sache ging, standen mir bei und hielten um so fester zu mir. Sie halfen mir mit Humor und Scherzen darüber hinweg. Auch die Musik wirkte als starkes Gegengewicht gegen übertriebene Empfindsamkeit.

Ich bereitete ein Karfreitagskonzert vor für den 6. April 1917 mit Teilen aus Wagners "Parsifal", dem Zug der Ritter zum Artushof und dem Glockengeläut sowie dem Karfreitagszauber aus dem 3. Akt. Sehr schwierig war es, ein Glockenspiel zusammenzubringen mit den Tönen c, g, a, e im Baß. Mein guter Freund Langenbach wußte Rat: er sammelte alle unbenutzten hibachis (eisernen Kohlenbecken), und in unermüdlicher Arbeit fand er tatsächlich drei davon heraus, die beim Anschlagen genau die Töne c, g, a wiedergaben, nur das tiefe e ließ sich nicht finden und mußte durch kräftiges Anschlagen auf dem Klavier und pizzicato des Streichbasses ersetzt werden. Wir übten fleißig und veranstalteten am Vormittag im Freien ein recht gut gelungenes feierliches Karfreitagskonzert.

Im Sommer erhielten wir auf meine Bitte an Drenkhahn

von Tokyo ein zweites Klavier und ein Harmonium als bedeutende Verstärkung für den Orchesterklang. Durch das Harmonium wurden die Holzbläser ergänzt, und zusammen mit den beiden Klavieren, durch die auch ein Harfenklang in das Orchester kam, gewann die Musik an Fülle und Kraft. Wir waren inzwischen bis auf annähernd 50 Mann angewachsen und konnten einen höllischen Spektakel machen, der den Stubengenossen nahe unseres Übungssaals nicht immer angenehm war. Es machte mir viel Arbeit, die betreffenden Auszüge für zwei Klaviere und Harmonium zu schreiben, aber sie lohnte sich. —

Eine neue Periode für das Lagerleben brach an, als unser Kommandant Oberstleutnant Masaki versetzt wurde. Masaki verabschiedete sich kurz von uns, führte seinen Nachfolger ein und überreichte mir zum Abschied ein sehr schönes japanisches Teeservice in blauweiß aus dem benachbarten Arita.*

Der neue Kommandant war ein äußerst liebenswürdiger und umgänglicher Mensch. Merkwürdigerweise stellte sich heraus, daß wir früher während meiner Botschaftszeit in großer Gesellschaft gelegentlich zusammengekommen waren. Er erkannte mich sofort und sprach mich daraufhin an. Sehr sympathisch berührte es mich, daß er außerordentlich musikinteressiert war. Er fragte mich höflich, ob er bei meinen Orchesterproben zuhören dürfe, kam wiederholt wenn wir übten und sagte mir viel Schmeichelhaftes über unsre Leistungen, die er höher bewertete als die Orchesteraufführungen in Tokyo, die damals für Japan noch neu waren und in der Hauptsache von der Musikakademie veranstaltet wurden.

* Masaki, der von einzelnen so sehr verkannte erste Kommandant des Kurumelagers, hat später große Karriere gemacht. Mitte der 20er Jahre war er zum kommandierenden General der 1. Division in Tokyo avanciert, die etwa dem preußischen Garde du Corps gleichzuachten ist. Später rückte er auf den hervorragenden Posten des Leiters des Militärerziehungswesens auf, und endlich erreichte er die höchste Stellung im Heer als Chef des Generalstabs (genauer gesagt als Vizechef, denn den japanischen Titel des Chefs des Generalstabs führt formell immer ein kaiserlicher Prinz). Ich bin ihm auf Bahnfahrten nach Tokyo zweimal begegnet, wobei er sich immer sehr freundschaftlich der Kurumezeit erinnerte. Nach seiner Verabschiedung hat er als leidenschaftlicher Soldat und Gegner des Materialismus in der Wirtschaft des Landes bei der gescheiterten Militärrevolte vom Februar 1936 als geheime Triebfeder mitgewirkt und durch dieses Abenteuer seinen Ruf geschädigt, ist aber vom Volk immer in hohen Ehren gehalten worden.

Eines Tages ließ er mich kommen und fragte, ob wir irgendwelche Wünsche für Erleichterungen im Lagerleben hätten, die er, soweit es ihm möglich sei, gern erfüllen wolle. Ich wies auf die große Engigkeit des Lagers hin, das zu wenig Gelegenheit zum Sport und überhaupt zur Bewegung im Freien böte, was sich freilich nicht leicht würde bessern lassen. Sodann erwähnte ich das ständige nächtliche Gewecktwerden durch die Posten, das ihm ganz unbekannt war. Er versprach sofortiges Einstellen dieser Ruhestörungen. Leider war seines Bleibens im Lager nicht lange, und unter seinem Nachfolger setzten diese nächtlichen Heimsuchungen wieder ein.

Im Sommer 1915 besuchte mich Fräulein Hagmann nochmals. Da Japan Ende 1916 jeden Handel mit dem Feind verboten hatte, waren alle deutschen Firmen, die in den ersten beiden Jahren des Kriegs, zwar nicht mit Deutschland und Europa, aber doch mit der übrigen Welt noch hatten Handel treiben können, geschlossen worden, auch mein Büro. Bis dahin hatte Fräulein Hagmann recht erfolgreich mit dem japanischen Rechtsanwalt zusammen weitergearbeitet. Ohne die Ablenkung durch das Büro war der Gram über ihren in Tsingtau gefallenen Bruder wieder mit voller Macht ausgebrochen. Sie versuchte, ihn durch eine neue Tätigkeit zu überwinden, indem sie ihre ganze Energie und Arbeitskraft für das Hilfswerk zugunsten der deutschen Kriegsgefangenen in Sibirien einsetzte. Wie sie geartet war konnte sie nicht anders als ihre Kräfte dabei stark zu überspannen. Trauer und Überarbeitung hatten ihr ein Herzleiden eingetragen und ihre Nerven geschwächt. Sie weinte viel. Ich versuchte sie zu trösten und zur Ausspannung zu bestimmen, wofür sie meine noch vorhandenen Geldreserven unbedenklich benutzen könne. Abgesehen von ihrer vortrefflichen Leistung im Büro war ich ihr insofern zu Dank verpflichtet, als sie neben der halbjapanischen Tochter ihres Bruders auch meinen eigenen halbjapanischen Sohn schon seit zwei Jahren bei sich erzog und die beiden gleichaltrigen Kinder wie eine Mutter betreute. Das Schicksal wollte es, daß ich sie nach diesem Besuch in Kurume nicht wiedersah. Bald danach starb sie. —

Der Sommer brachte die gewohnte Tropenhitze, anfänglich auch tagelang enorme Regengüsse, bei denen nach Messung durch Dr. Merck in drei Tagen so viel Wasser vom Himmel niederströmte wie in Deutschland im ganzen Jahr. Oft lauschte ich in der Nacht, wenn nach Wolkenbrüchen der Regen milder rauschte, dem unaufhörlichen Fallen der Tropfen auf die Barak-

kendächer, und dieses Tropfen verwandelte sich mir in Musik für ein Nachtlid, das ich nach einem Text von Ernst Hardt komponierte. Die Stimmung des Gefangenen, das intensive Beobachten der Naturgewalten in heftigem Wechsel von Sonne und Regen und das tropische Klima Kyushus wirkten befruchtend auf die Phantasie. Ich erlebte eine Blütezeit meiner musikalischen Schöpferlust und schrieb außer einigen Klavier- und Orchesterstücken eine Anzahl von Liedern mit Klavierbegleitung, die alle Ausdruck jener aus Wehmut und Lebensfreude gemischten Stimmung waren. Da sich begabte Dichter unter den Mannschaften befanden, wählte ich zu ihrer Freude als Liedertexte einige ihrer Gedichte, die ich in Konzerten selbst vortrug. Ich hatte damals eine von meinem Vater geschulte kräftige Tenorstimme.

In dem ungewöhnlich heißen Sommer wurde uns von der Kommandantur gestattet, gegen sehr mäßigen Mietzins elektrische Fächer in den Zimmern aufzustellen, die uns nicht nur Kühlung spendeten, sondern gleichzeitig die Geräusche im Lager dämpften. Das unaufhörliche Trampeln der schweren Stiefel über einen das Mannschaftslager umgebenden verdeckten Bretterweg verursachte ein fortgesetztes Donnergeräusch. Einige kamen auf den Gedanken, das Surren der Ventilatoren noch durch Pappstreifen oder Lederriemen über den Fächern zu verstärken, was bald von allen nachgeahmt wurde, so daß es in unsern Stuben wie in einer Maschinenfabrik surrte. An dieses Geräusch, das alle "akustischen Immissionen" von außen zudeckte, gewöhnte man sich gern. Nur *ein* furchtbares Getöse konnten wir auch so nicht ausschalten: das waren die verzweifelten Übungen japanischer Hornisten, die den ganzen Sommer über von früh bis spät pausenlos Signale aller Waffengattungen in wüstem Durcheinander vom großen Übungsplatz in der Nähe unsers Lagers herüberschallen ließen. Auch daran mußte man sich gewöhnen. Ich brachte es soweit, die Trompetenmißklänge völlig zu überhören und dabei meine eigene in mir gehörte Musik zu Kompositionen zu verdichten. Mein Stubennachbar Trittel brachte das nicht fertig. Verzweifelt brach er einmal auf einem Stuhl neben mir zusammen, außer sich über das Blasen der Trompeten, die ihm seine Sprachstudien unmöglich machten. "Ich halt es nicht aus, ich werde verrückt!" schrie er. "Mein Gott, was haben Sie denn?" fragte ich besorgt. Und er: "Hören Sie dieses entsetzliche Getöse nicht? Was schreiben Sie denn da?" "Ich komponiere". Er war fassungslos. Ich riet

ihm, die fremden Vokabeln laut herzusagen und sich so von der Außenwelt zu abstrahieren.

Als im Sommer unsre Orchesterkonzerte aufhörten, wurde das Lager durch abendliche Theateraufführungen im Freien vor dem Waschplatz unterhalten. Mit der Zeit hatte sich eine Anzahl begabter Schauspieler zusammengefunden, die unter der Regie des einen oder andern begeisterten Literaten recht gute Aufführungen auf einer kleinen Behelfsbühne zustandebrachten. Auch für die Damenrollen hatten sich Spieler unter den jüngsten Soldaten gefunden. Die Kostüme erhielten sie von den in der Nähe wohnenden deutschen Offiziersfrauen. Anfänglich wirkten die als Frauen verkleideten jungen Männer possenhafte, aber allmählich lernten sie, sich in Frauengewandung frei und natürlich zu bewegen und auch wie Frauen zu sprechen. Viele bekannte Lustspiele gingen über unsre Bretter, auch herzhaftes Possen. An klassischen Lustspielen wurden u.a. "Minna von Barnhelm", "Der zerbrochene Krug", "Meister Andrea" gegeben, an Schauspielen "Glaube und Heimat", "Der Volksfeind", sodann alle gängigen Komödien wie "Im weißen Rössl", "Pension Schöllner", "Charleys Tante" u.a. mehr. Unsre Schauspieler hatten sich im Lauf der Jahre so gut eingespielt, daß sie das Niveau von "Schmierer" in kleineren Ortschaften Deutschlands weit überragten. Das ganze Lager war an solchen Abenden versammelt und das Interesse so lebendig, daß wir selbst in Februarnächten bei 3-4° Kälte im Freien, in Decken eingemummt, den Aufführungen mit Begeisterung beiwohnten. Sogar die japanischen Offiziere vom Büro waren Zuschauer. Ihnen gefiel besonders das auch in Japan gespielte "Alt-Heidelberg". Daß es nicht an komischen Zwischenfällen fehlte ist nicht verwunderlich. So erregte es z.B. größte Heiterkeit, als bei einem Aktschluß der Held zur Verteidigung seiner bedrohten Geliebten unter zündenden Worten sein Schwert zieht, wobei ihn sein Gedächtnis plötzlich so verläßt, daß er trotz heftigen Zuflüsterns aus den Kulissen kein Wort hervorbringt und der Vorhang fallen muß. Ich glaube es war im gleichen Stück, daß ein als Neger angemalter Räuberhauptmann auf das Söhnchen eines der Aufführung beiwohnenden japanischen Offiziers eine so durchschlagende Wirkung ausübte, daß das Knäblein von einer Ordonnanz "zum Fenster" hinausgehalten werden mußte. Der Neger-Schauspieler begriff garnicht, warum er im Moment so reichen Beifall erntete.

Theateraufführungen und Konzerte trugen dazu bei, den

Geist im Lager immer wieder aufs neue zu beleben, die Gemüter von der Eintönigkeit des Daseins abzulenken und Kopfhängerei in der nun schon drei Jahre währenden Kriegsgefangenschaft zu verscheuchen. Bewundernswert blieb, wie sich die Mannschaften fast ausnahmslos durch rege Betätigung über die schwere Zeit der Unfreiheit hinwegbrachten. Manche, die nie im Leben Bücher gelesen hatten, griffen zu Werken aller Wissensgebiete, die in der umfangreichen Lagerbibliothek zu haben waren. Deutschland, das deutsche Hilfswerk in Tokyo und viele Privatpersonen hatten Bücher gestiftet, die fleißig von Hand zu Hand gingen. In belehrenden Schriften konnten Interessierte nachlesen und ergänzen, was Fachleute ihnen auf den verschiedensten Gebieten in Vorträgen nahegebracht hatten. Aber auch alle diejenigen, die gewohnt waren, mehr mit ihren Händen zu arbeiten, kamen auf ihre Kosten, denn die Japaner hatten angesichts des unbezähmbaren Tätigkeitsdrangs unsrer Leute längst den Widerstand gegen das Arbeiten fallengelassen, so daß eine gehörige Anzahl von Werkzeugen vorhanden war. Es war erstaunlich, was eifrige Bastler mit immerhin kümmerlichem Material an hübschen kleinen Gegenständen herstellten, z.B. Kästchen und Kasten, Regale, Tischchen und Hocker, Aschbecher u. dgl., auch Modelle von dieser oder jener Maschinentypen, Leder-, Schneider- und Buchbinderarbeiten usw., was alles nach Ansammlung größerer Mengen in Lotterien verlost wurde. Auch Photographen und Maler zeigten ihre künstlerische Fertigkeit, und manches hübsche Erinnerungsbild aus jener Zeit ist auf diese Weise erworben worden.

Bei solcher regen Geschäftigkeit konnten Kleinmut und Melancholie nicht von Bestand sein. Daß in dieser abgeschlossenen Männerwelt viele schwer darunter litten, von Frauen, Schwestern, Müttern und Geliebten getrennt zu sein, wurde bisweilen recht deutlich. Von der südlichen schmalen Seite des Lagerzauns aus konnte man durch Astlöcher in der Bretterwand den Verkehr auf einer vorbeiführenden Straße beobachten, und es gab eine ganze Reihe von "Astlochguckern", von denen jeder *sein* Astloch ängstlich behauptete, durch das er nachmittags stundenlang nach draußen lugte, um sich am Anblick einer vorübergehenden Frauengestalt zu erfreuen! Wenn gelegentlich eine jüngere Kriegsgefangenenfrau in der damaligen Mode sehr kurzer Kleider ihren Mann besucht hatte, baute sich eine ganze Kompanie von Männern auf, um auf dem kurzen Weg vom Büro zum Ausgangstor den Anblick der Schönen zu genießen und

einen Blick auf die schlanken Beine zu erhaschen. —

Von größeren musikalischen Aufführungen sei im Frühjahr 1917 ein Beethoven-Abend mit der 5. Sinfonie und dem Es-dur Klavierkonzert erwähnt. Der Klavierpart wurde von meinem lieben Kollegen Dr. Eduard Will, Tientsin, gespielt, der über eine große Technik verfügte. Wir hatten das im Zusammenspiel recht schwierige Werk fleißig studiert, so daß eine sehr befriedigende Wiedergabe zustandekam. Will hat regelmäßig den Klavierpart zur Unterstützung des Orchesterklangs übernommen und mir bei den Proben anspruchsvoller Werke hilfreich beigestanden.

Außer Hertling, der gelegentlich an meiner Statt das Orchester leitete, war Eduard Zeiß, ein jüngerer Kaufmann aus Yokohama, der etwas Musik studiert hatte, auch Klavier spielte, häufig als zweiter Dirigent tätig. Neben mir, der vom Lager bald den Ehrentitel "Großer Meister" erhielt, wurde er der "Kleine Meister" genannt, den ich auch bei Proben dirigieren ließ, um den von mir einstudierten Werken als Zuhörer kritisch zu lauschen und einzugreifen, wo ich es für nötig hielt. Das wirkte sich auf den Vortrag sehr fruchtbringend aus.

Unsre größte Orchesterleistung war die Aufführung der langen und großartigen 7. Sinfonie Anton Bruckners, die aus der Originalpartitur für Saiteninstrumente, Klavier und Harmonium und meine beiden Holzbläser umgeschrieben, eine außerordentliche Beanspruchung des Orchesters bedeutete. Wir brauchten Wochen, um das Werk klangschön herauszubringen. Ich bedauerte nur, daß mir der von Bruckner eingesetzte kraftvolle Bläserchor fehlte. Nach kurzen erläuternden Worten über die einzelnen Sätze brachten wir die Sinfonie eindrucksvoll heraus.

Als großes Unternehmen sei vom Herbst 1917 noch ein Konzert mit Auszügen aus dem "Ring des Nibelungen" von Richard Wagner erwähnt. Ich selbst sang den Siegfried im "Waldesweben" und am Schluß des 2. Akts, Bowers, ein vorzüglicher Bariton, den "Abschied Wotans von Brunhilde" im 3. Akt. Als Lautensänger fiel es ihm schwer, die selbständig geführte Wotanstimme immer richtig zu treffen, und ich mußte ihm stets fleißig den Einsatz vorbrummen. Den Inhalt des "Rings" hatte ich den Hörern zum besseren Verständnis vorher ausführlich nahegebracht. Viele waren sehr aufnahmefähig und haben mir in späteren Jahren beim Anhören der großen Musik-

dramen Wagners und vieler anderer Werke von der Heimat aus gedankt.

— Im Winter 1917 hatte ich ein persönliches Erlebnis, das mich sehr bewegte: im Mittelgang unsrer Baracke stieß ich völlig unerwartet auf einen alten Freund aus Yokohama, den Schweizer Arzt Dr. Paravicini, der als Vertreter des Genfer Roten Kreuzes die Kriegsgefangenenlager besichtigte und darüber nach Genf berichtete, auch Vorschläge zur Behebung von Beschwerden machte. Die Begegnung mit diesem mir sehr nahestehenden Freund aus der Welt der persönlichen Freiheit erschütterte mich so, daß ich ihm nur die Hand schütteln, aber kein Wort sprechen konnte. Er verscheuchte mit wenigen guten Worten durch sein Vertrauen einflößendes gütiges Wesen meine tiefe Bewegung, mir selbst unerklärlich und doch mit innerster Gewalt die aufgewühlte Seele offenbarend. Er war von japanischen Offizieren umgeben, und wir hatten keine Gelegenheit uns auszusprechen. Ich konnte ihm nur dringend nahelegen, eine Erweiterung des Lagers mit mehr Bewegungsfreiheit und Sportmöglichkeiten zu beantragen, was er in seinem Bericht denn auch nachdrücklich vertreten hat. Ich höre ihn noch sagen: das hätte er den Mannschaften gleich angesehen, daß sie nicht zur Stubenhockerei und zum Herumsitzen geboren seien.

Er erzählte mir noch schnell, daß nach einem eben gekommenen Bericht aus Peking unser gemeinsamer Freund Ostwald einen leichten Schlaganfall erlitten hätte, wahrscheinlich durch Überarbeitung und Aufregung nach dem Eintreten Chinas in den Krieg. Dabei wird ein altes Herz- und Nierenleiden mitgesprochen haben, das er sich vor Jahren in Ostafrika zugezogen hatte. —

Am Karfreitag 1918, dem 29. März, fand wiederum im Freien das große "Parsifal"-Konzert statt, und die Glocken unsrer Hibachis sowie der "Karfreitagszauber" klangen fast noch schöner als im Vorjahre. Es wurde eine echte religiöse Feierstunde für die aufmerksamen Zuhörer. —

Anfang April 1918 erlag mein guter Freund Ostwald in Peking einem zweiten Schlaganfall. Ich mußte seiner Frau, die von ihm getrennt in Berlin lebte und brieflich nicht direkt mit ihm verkehren konnte, die Trauerkunde übermitteln und sie zu trösten versuchen. —

Am 23. April 1918, meinem 40. Geburtstag, wurde ich früh morgens durch ein wunderschönes Quartett der besten Spieler meines Orchesters, die mir unter meinem Fenster ein Ständchen

brachten, geweckt. Gegen 10 Uhr mußte ich in den Eßsaal kommen, wo man mir eine weitere große Überraschung bereitete durch ein Orchesterkonzert unter Leitung von Eduard Zeiß, dem "Kleinen Meister". Vor Beginn des Konzerts sprach dieser mir die Glückwünsche und den Dank des Orchesters für meine musikalische Arbeit aus. Ich wurde genötigt, auf einem Ehrensitz Platz zu nehmen, dessen Stuhllehnen über und über mit farbenprächtigen Blumen dekoriert waren. Die Krönung der musikalischen Feierstunde bildete mein eigener sinfonischer Festmarsch, den ich vor Jahr und Tag für Orchester geschrieben und auch schon aufgeführt hatte. Die Musiker hatten im geheimen in einer andern Baracke Proben abgehalten und brachten mein Werk recht erfreulich, rund und fehlerfrei zur Aufführung. Der Saal war voll von Zuhörern, die mir, als ich dem Dirigenten und dem Orchester herzlich gedankt hatte, eine richtige Ovation darbrachten. Im Laufe des Tages erschienen Abgesandte des Lagers auf meiner Stube, gratulierten mir und beglückten mich mit vielen spontanen Äußerungen der Anerkennung für alles, was ich für das Lager getan hatte. Alle haben diesen Tag mitgefeiert und mir bewiesen, daß ich nicht nur Anerkennung für meine musikalische und journalistische Arbeit gefunden hatte, sondern mich echter Zuneigung der Mannschaften erfreuen durfte. Dieser Geburtstag ist mir unvergeßlich geblieben. —

Während der großen Entscheidungsschlachten im Westen, die uns mit ernster Sorge erfüllten ob des allmählichen Zurückweichens unseres Heeres schlug für unser Lagerleben eine Erlösungstunde insofern, als die Bemühungen des Genfer Roten Kreuzes um Ausweitung des Lagers Erfolg gehabt hatten. Ein angrenzendes großes Feld wurde als Sport- und Tummelplatz für die Mannschaften hinzugepachtet, und bald entwickelte sich dort ein großer Fußball- und sonstiger Sportbetrieb. Zur Auflockerung der Unterkunft in den Baracken wurden ca. 400 Mann in andere Lager verlegt, so daß wir alles in allem nur noch wenig über 1000 Mann zählten. Den Offizieren wurde freigestellt, in ein anderes Lager mit größerer Raum- und Bewegungsfreiheit abzuwandern. Hiervon machten etwa zwanzig Gebrauch, darunter auch meine Freunde Zimmermann, Mohr und Meyer mann, die nach Bando auf Shikoku zu gehen wünschten, wo anerkanntermaßen den Kriegsgefangenen sehr viel mehr Freiheiten zugestanden wurden als bei uns. Der Weggang Meyermanns wurde sehr bedauert. Ich hätte mich auch gern nach Bando versetzen lassen, fühlte mich dem Lager aber unauflöslich

verbunden durch meine tägliche Nachrichtenübermittlung und das Orchester, das ohne mich doch verwaist gewesen wäre. Für die scheidenden Kameraden veranstaltete ich bei erheblicher Sommertemperatur am 31. Juli 1918 ein Abschiedskonzert, das mit "Wotans Abschied" und dem "Feuerzauber" aus der "Walküre" schloß.

Nach dem Konzert erhob sich als Ältester Major Wegmann zu einer Ansprache. War es Ergriffenheit oder Abschiedsschmerz oder nur Ungeübtheit im Reden: er stammelte nur wenige Worte wie "...diese Musik...die Heimat." Ich versicherte ihm auf seine gutgemeinten Hinweise, daß es keine größere Anerkennung für das Orchester gäbe als das Bewußtsein, die Herzen der Kameraden durch die Musik mit der Heimat verbunden zu haben, und daß es immer unser Bestreben gewesen sei, Herz und Gemüt aus der Gleichförmigkeit und Langeweile unsers Daseins durch die gerade in der Musik sich am deutlichsten offenbarende innerste deutsche Seele aufzurichten und sie auch in den dunkelsten Tagen mit Trost und Hoffnung zu erfüllen.

Durch den Weggang der zwanzig Offiziere konnten einige Räume, die bis dahin zu dritt benutzt worden waren, nun nur zu zweit belegt werden. Ich kam in der vorderen Baracke in ein von Postrat Schulze bewohntes Zimmer. Durch eine Sperrwand war es in zwei Kammern zerlegt worden, und so hatte ich nun wirklich ein Zimmer ganz für mich allein! Schulze schien allerdings wenig Vergnügen an meiner Nachbarschaft zu haben. Ich glaubte, er wäre vielleicht durch mein vieles Maschineschreiben verärgert und sprach ihn eines Tages daraufhin an. "Ja", sagte er, "ich muß mich wundern, daß Sie mir beim Einzug in die Nachbarkammer keinen Antrittsbesuch gemacht haben". Ich erwiderte lachend: "Herr Schulze, nun sind wir fast vier Jahre an den gleichen Fleck gebannt, sehen uns tagtäglich und haben schon in Kumamoto Wand an Wand gewohnt. Ich konnte garnicht auf den Gedanken kommen, mich als neuen Stubennachbarn bei Ihnen einführen zu müssen. Ihr Wunsch ist mir aber Befehl, ich besuche Sie heut nachmittag".

Die Abwanderung der 400 Mann aus dem Lager wirkte sich auch günstig auf unsern Konzertbetrieb aus. Eine überzählig gewordene Baracke wurde zu Übungen und Aufführungen für uns freigemacht. Da sie die letzte an der Südostecke war und wir bei den Proben kaum gehört wurden, konnte jetzt auch ein lang gehegter sehnlicher Wunsch, nämlich das fehlende Blech einzuführen, erfüllt werden. Ohne Mühe gelang es mir, unter

freundlicher Unterstützung des deutschen Orchesterleiters der Musikakademie in Tokyo, Prof. Kron, die benötigten Blasinstrumente zu bekommen. Wir konnten nun mit einem Bläserchor von 2 Trompeten, 2 Hörnern, 1 Posaune und 1 Baßtuba dem Orchester den erwünschten machtvollen Klang verleihen. Die berufsmäßigen Musiker der Seebataillonskapelle, 6 an der Zahl, hatten nach dem Schema der Militärkapellen zu einem Saiteninstrument das korrespondierende Blasinstrument erlernt. Der Geiger war also zugleich Trompeter, der Bratschist Hornist, der Cellist Posaunenbläser, und der Streichbassist konnte schließlich die Baßtuba spielen. Glücklicherweise fanden sich noch zwei Dilettanten für Trompete und Horn, so daß ich zwei Hoboisten als führende Geiger für den Streichkörper freibehielt. Nun fehlten uns nur noch die Kesselpauken, die man hierzulande noch nicht erstehen konnte. Wieder einmal mußte Baurat Langenbach ran. Er studierte genau die akustischen Gesetze und Regeln für den Paukenschlag und das Stimmen der Pauken, und es dauerte nicht lange, so hatte er zwei Pauken konstruiert. Kupferkessel zur Resonanz der Pauken konnte er freilich nicht aufreiben. So wurden zwei Kalbsfelle über zwei recht geräumige japanische irdene Gefäße gespannt und so kunstvoll hergerichtet, daß sie tatsächlich auf die gewünschten Baßtöne gestimmt werden konnten. Es war ein großer Moment, als zum erstenmal, wie in den Partituren vorgeschrieben, in den Sinfonien die Pauken geschlagen wurden, und ein Ereignis, als wir unter mächtigem Getön Militärmärsche mit den Bläsern spielten! Für die nächstgelegenen Baracken war es sicher keine Freunde, diesen Lärm zu hören. Bisweilen brachten namentlich die Hornisten Töne hervor, die an das Heulen wilder Tiere im Zoologischen erinnerten, und ich rief ins Orchester hinein: "Die Menagerie — die Menagerie ist wieder am Werk!" Die Begeisterung der Spieler war eben sehr groß, und nach einigen Monaten schon konnten wir Sinfonien durch Bläser verstärkt zum Vortrag bringen.

Musik und viele andere Beschäftigungen taten not, um die große Sorge um die immer kritischer werdende Kriegslage im Westen wenigstens zeitweilig aus den Gedanken zu verbannen. Ich begann daher, das Japanische Bürgerliche Gesetzbuch ins Deutsche zu übersetzen. Der ganze Ernst der Lage ist uns freilich durch Kriegstelegramme und Presseberichte nie vollständig aufgegangen. Noch immer standen hiernach die deutschen Heere in Frankreich im großen und ganzen unerschüttert. Es war, als ob die Welt den Atem anhielte bei diesem letzten großen Ringen,

Auch die Feinde schienen keinesfalls mit einem raschen und vollständigen Zusammenbruch unsrer Front zu rechnen. Die Meldung über Ludendorffs Forderung nach sofortigem Waffenstillstand schlug daher wie ein furchtbarer Donner bei uns ein. Bald danach überstürzten sich die Nachrichten, die nun keinen Zweifel mehr an dem tragischen Ausgang des großen Krieges ließen. Zu allem Kummer darüber gesellte sich ein neues Ungemach: die eingeschleppte Spanische Grippe. Mit wenigen Ausnahmen erkrankte das ganze Lager. Japanische Militärärzte bemühten sich um uns, konnten aber nur mit Aspirin und ähnlichen Mitteln helfen. Auch ich lag mit hohem Fieber im Bett, und gerade während dieser Tage kamen die furchtbaren Nachrichten über die uns aufgezwungenen Waffenstillstandsbedingungen. Ich mußte aufstehen, mußte dem Lager die Zeitungsberichte übersetzen und sie unter Sehstörungen bei hohem Fieber vorlesen. Krank und elend wie wir waren mußten wir versuchen, die bitteren Gefühle über das Ende des großen Kampfes und nicht zuletzt über unsre Politik niederzuhalten. Eine energische Schwitzkur von drei Tagen befreite mich vom Fieber. Langenbach, selbst nicht davon befallen, betreute mich wie eine Mutter. Beim Aufstehen spürte ich dann erst, wie schwächend der böse Grippebazillus auf den Organismus gewirkt hatte.

Als der erste Schrecken über das traurige Ende des Kriegs überstanden war, die Gedanken sich zurechtrückten, die Geschehnisse eingeordnet wurden und jeder sich die Folgen des Zusammenbruchs für sich selbst vergegenwärtigte, kamen auch Ruhe und Besinnung wieder. Das Benehmen unsrer Leute war einwandfrei, Verzweiflung kam nicht auf. Nachdem der Kaiser nach Holland geflüchtet und die Republik ausgerufen worden war, Soldaten- und Arbeiterräte in Berlin von sich reden machten, war gelegentlich auch bei uns im Lager eine gewisse Aufsässigkeit und Unruhe fühlbar. Das zeigte sich manchmal in einem ganz unmilitärischen Verhalten den Offizieren gegenüber. Ernste Störungen sind aber nicht vorgekommen. Unruhige Gemüter wurden schnell beschwichtigt. —

In den letzten Wochen des Jahres 1918 übten wir im Orchester das anspruchsvollste Werk, das wir uns je vorgenommen hatten, nämlich die Sinfonische Dichtung "Tod und Verklärung" von Richard Strauss. Die Umarbeitung der Partitur hat mich fast zwei Monate beschäftigt. So schwierig das Werk anfänglich schien: es stellte an das Orchester, besonders an meine gut eingeübten Bläser keine übermäßigen Anforderungen,

nur das Zusammenspiel, besonders der durch Baß und Posaune markierten pochenden Herzschläge des Sterbenden bedurfte langer Einübung. Durch das begleitende Gedicht und die deutliche Zweiteilung des Werks: das Leiden des Todkranken und schließlich seine Auflösung im Tod zur Verklärung ist der Sinn dieses orchestral in allen Farben moderner Ausdrucksmittel gehaltenen Werks leicht zu verstehen. Die Proben machten dem Orchester und den sich einstellenden Zuhörern viel Freude, und mancher Spieler hat dadurch die durch Richard Wagner eingeleitete moderne Ausdruckskraft verstehen gelernt. Ich stellte "Tod und Verklärung" in den Mittelpunkt eines Richard Strauss-Konzerts, das ich Ende Dezember an zwei aufeinanderfolgenden Tagen, also doppelt, aufführte.

"Tod und Verklärung" ist durch mein Orchester zum ersten Mal in Japan aufgeführt worden. Das gleiche gilt für die 7. Sinfonie Bruckners, die viel später erst von japanischen Orchestern in Tokyo gespielt worden ist. —

Ende des Jahres kam wie üblich der protestantische Pfarrer aus Tokyo zu uns, der einen Gottesdienst abhielt. Da er sich in seinen Predigten zu wiederholen pflegte war der Besuch seiner Andachten nicht eben zahlreich. Man wollte nicht immer wieder hören, daß die Gemütsverfassung des armen Kriegsgefangenen einem trüben Weiher im finsternen Walde gleiche, dem aber durch die Sterne Glanz verliehen werde. Hierin spiegelte sich die Gottesliebe! Da ich den Pfarrer von Tokyo her gut kannte, konnte ich mich seinen Gottesdiensten nur selten entziehen. Er ließ mich unter irgendeinem Vorwand einfach herbeiholen. Ein regelmäßiger Besucher dieser Andachten war Hauptmann Sodan gewesen. Diesmal fehlte er. Er sagte mir später, er würde nicht mehr in die Kirche gehen. Wenn uns Gott in seinem Zorn die Knochen im Leibe zerbräche und uns zum Krüppel schlüge, müsse er an ihm zweifeln. Es war schwer, ihn von solcher menschlich-persönlichen anthropomorphen Vorstellung der Gottesidee abzubringen. Er war über das grausame deutsche Schicksal verbittert. —

Anfang 1919 regte sich in aller Herzen im Lager die Hoffnung auf eine baldige Befreiung. Unbestimmten Gerüchten zufolge sollten Kriegsgefangene aus andern Ländern, z.B. aus England, schon nach Deutschland zurückgekehrt sein. In den nächsten Monaten schwirrten unkontrollierbare Nachrichten und unbestimmte Gerüchte — auch von Japanern — durch das Lager, daß wir sehr bald nach Hause abtransportiert werden würden.

Allmählich versiegten solche Hoffnungen, und man fürchtete, bis zum definitiven Friedensschluß warten zu müssen, dessen Verhandlungen sich durch Uneinigkeit unter den Alliierten in Versailles so langwierig abwickelten. Daran aber zweifelte niemand, daß der große Tag des Abtransports nach dem Friedensschluß sofort gekommen sein würde. Eine kleine Zeitschrift "Der Heimatswimpel" wurde verfaßt, und viele naive in ihrer Einfachheit rührende Sehnsuchtsschreie nach der Heimat klangen aus manchen Aufsätzen heraus. Der "Heimatswimpel" hat das Verdienst, eine Sammlung deutscher Gedichte von einem literarisch besonders interessierten japanischen Dolmetscher unsers Lagers herausgebracht zu haben, die unter dem Titel "Franz von Assisi und der Mond aus dem Zensurfenster" erschienen. Embin Aoyama hieß der Verfasser, ein kurioser Mensch, der unendlich viele deutsche Lyrik, auch die modernste, gelesen und seinen Kopf mit verworrenen Bildern und Vorstellungen angefüllt hatte. Die Sprache Stefan Georges und Rainer Maria Rilkes hatte ihm gänzlich den Kopf benommen. Seine Gedichte waren von wirklicher Poesie erfüllt, für die er sprachlich aber ungenügendes Handwerk mitbrachte, das er nun kühnlich nach dem Vorbild seiner deutschen Meister selbst zurechtschnitt, wodurch seltsame Stilblüten entstanden. Einzelne grobe Böcke habe ich auf seine Bitte hin korrigiert. In einem Gedicht "Euphrosyne" ließ er z.B. einen griechischen Flötenbläser auf hohem Felsen als Hoboisten erscheinen, und er war schwer davon abzubringen, indem ich ihm Hoboisten als Militärmusiker vorstellte und ihm nahelegte, sich seinen Flötenbläser in der Gestalt des Hoboisten Lehmann zu vergegenwärtigen. So wurde endlich daraus ein "Flötenbläser", der über Krieg, Heidentum und Christentum phantasiert. In schöner Antithese hieß es da:

"Papa Pans Pein
Mutter Marias Milde...".

Die Alliteration hatte es ihm angetan:

"Wunder wuchs im Wein und
wo Wellen wirrten,
wurde Wikinger Traum wirklich".

Die von Aoyama so geliebte Alliteration hat später Freunde in Tokyo bewegt, mich, den Wagner-Freund, für den geheimen Verfasser dieser in dionysischer Trunkenheit geschriebenen Gedichte zu halten!! Aoyama konnte aber auch andre Töne

anschlagen, z.B. in dem Gedicht:

“Es war eine rote Stunde
nach dem blauen Regen...”.

Ich hatte vor, diese Ausgeburten einer von unsern Dichtern befruchteten ostasiatischen Phantasie einmal in Hamburg vorzulesen, wurde aber dringend davor gewarnt, weil genügend Extremisten der jüngeren Generation von diesen eigentümlichen poetischen Gewächsen in Begeisterung geraten und eine kritische Beleuchtung sehr übelnehmen würden. —

An meinem 41. Geburtstag wurde mir nochmals eine hohe Ehrung zuteil: eine Abordnung überreichte mir eine im Lager gefertigte Glückwunschartikel in Leder gebunden mit den Unterschriften der 1000 Insassen des Lagers. Die in sehr schöner altdeutscher Druckschrift geschriebene Adresse lautete folgendermaßen:

“Wir Kriegsgefangenen in Kurume
widmen dies Buch
in herzlicher Würdigung seiner Verdienste
um unser Lager durch die jahrelange
Herausgabe des
“RUFERS IM STREIT”.

Im kleinen Offizierslager zu Kumamoto 1914 begründet, hat der “Rufer im Streit” hier in Kurume seit Juni 1915 zu 1400, später 1000 Kriegsgefangenen gesprochen. Fast täglich sind in den langen Jahren des großen Kriegs und dann in der Zeit nach dem Waffenstillstand seine umfangreichen Übersetzungen aus japanischen Zeitungen erschienen. Es gab Hemmungen, auch andere als nur allzu eilige Scheren; aber immer unverdrossen und so rasch es nur anging erklang sein mit gleichbleibender Spannung erwarteter Ruf, gab Jubel und Freude, Hoffnung — machte, als der Niedergang kam, schwerste Stunden erträglicher, denn er beschwor die bang vergrößernde Ungewißheit.

Unsre Namen, die wir hier einschreiben, wollen ein sichtbares Zeichen unsrer Dankbarkeit sein.

AM GEBURTSTAGE KARL VOGTS

Kurume, Japan

23. April 1919.”

Daß ich über die neue Anerkennung beglückt war, besonders über ihre so schöne und sinnige künstlerische Ausführung, bedarf keiner Worte. Ich bemerkte mit einer gewissen Genugtuung, daß sowohl der Lagerälteste als auch die wenigen andern

Offiziere, die sich von mir ferngehalten hatten, sich durch ihre Unterschrift an dieser Ehrung beteiligt hatten. Dieses Zeichen kameradschaftlicher Anerkennung und Dankbarkeit besitze ich noch heute und hege es als teures Vermächtnis aus der doch auch für uns großen Zeit des I. Weltkriegs.

Der Abschied

Graf Brockdorff-Rantzau hatte am 28. 6. 1919 als Auswärtiger Minister des Reichs den Schmachfrieden von Versailles in Handschuhen unterzeichnet und der Deutsche Reichstag den Friedensvertrag am 19. 7. angenommen. Auch Japan hatte ihn mitunterzeichnet, und jeder im Lager hoffte auf ein baldiges Ende der Kriegsgefangenschaft. Die Spannungen aufgeregter Gemüter schienen bisweilen ein unerträgliches Maß anzunehmen, sie beruhigten sich jedoch, denn man wußte ja, daß von japanischer Seite Verhandlungen wegen der Charterung von Transportschiffen im Gange waren, zunächst mit Deutschland, dann im Lande selbst. Die Lagerkommandantur fragte die Leute, wohin sie abtransportiert werden wollten, wer in Japan bleiben oder nach China zurückkehren möchte u. dgl. mehr. Die Angehörigen des Seebataillons und des Ostasiatischen Marine-détachements, die vor 1914 als aktive Soldaten einberufen und nach Ostasien befördert worden waren, wünschten nichts sehnlicher als in die Heimat zu ihren Angehörigen und in ihren Beruf zurückzukehren. Jung wie sie waren, schreckten sie die geringen Aussichten auf Arbeit und Brot daheim nicht ab. Anders stand es um die älteren Leute, besonders die Unteroffiziere und Feldwebel, die als Berufssoldaten in der ausgeraubten und verarmten Heimat geringe Möglichkeiten sahen privatwirtschaftlich anzukommen. Sie wollten auswandern und richteten ihre Gesuche um Stellen besonders in die holländischen Kolonien, und in der Tat zeigte sich das Generalgouvernement von Niederländisch-Indien außerordentlich entgegenkommend und bereit, allein aus unserm Lager 120 Leute im Kolonialdienst in Java oder Sumatra als Polizisten, Aufseher von Lagern u. dgl. anzustellen oder ihnen zu Positionen in Tabaks- und Gummipflanzungen zu verhelfen. Daß die Betreffenden über diese Wendung außerordentlich glücklich waren ist verständlich. Sie haben sich dort durch jahrelangen Fleiß einen guten Namen gemacht. Etwa 150 Reservisten wollten an ihre früheren Heim-

stätten in Ostasien, also nach China und Japan entlassen werden. Ich gehörte zu den letzteren. Ich wollte, wenn möglich, mit einem der Transportdampfer nach Deutschland befördert werden, erst aber einmal Umschau nach den Aussichten meiner Anwaltspraxis in Yokohama halten. Ob es überhaupt möglich war, unter den neuen Verhältnissen als Anwalt von vorne anzufangen ließ sich nicht erkennen und bedurfte einer persönlichen Untersuchung der gegenwärtigen deutschen Wirtschaftslage in Japan, durch die ja auch die Praxis eines Anwalts bedingt ist. Auf dem Büro wurde mir ohne weiteres die Berücksichtigung meiner Wünsche zugesagt: ich würde als einer der ersten aus dem Lager entlassen werden. Ich hörte aber nichts über die Genehmigung meiner vorzeitigen Entlassung nach Yokohama. Das schien völlig vergessen zu sein, auch auf Anmahnen bekam ich keinen Bescheid.

Wieder vergingen Wochen, ja Monate, ohne daß etwas Bestimmtes über die Räumung des Lagers verlautet wäre. Das hinderte uns nicht, uns auf kürzesten Abruf hin marschbereit zu halten. Jeder rüstete sein Gepäck. Bei manchem hatte sich eine gehörige Menge von Kleinkram angesammelt. Jeder nicht ganz Unbemittelte mindestens eine Kiste mit Privatsachen gepackt. In dieser Hinsicht waren die Japaner wirklich einmal großzügig. Eine Gewichts- oder Maßbeschränkung gab es nicht.

Ich hatte seit einigen Monaten einen neuen sehr gefälligen und fleißigen Burschen, der sich meiner außerordentlich freundlich annahm. Er war Bayer und hieß Paul Strauss. Da wir Zeit genug hatten, verstaute er mit großem technischem Geschickt sehr gewissenhaft meine vielen Bücher, Noten etc. in mehreren Kisten.

Im ganzen Lager wurde gehämmert und gepocht, aber leider war kein Zuberhammer zu beschaffen, der im Handumrehen zwei oder drei größere Schiffe für den Abtransport von Moji herangepocht hätte. Keiner würde im Sommer oder Herbst 1919 geglaubt haben, daß wir noch ein 6. Mal Weihnachten im Lager feiern würden, und doch kam vom deutschen Pfarrer in Tokyo der stereotype Brief, wir sollten uns nicht um die Beschaffung eines Weihnachtsbaums kümmern, er würde einen besorgen. Kurz vorher hatten sich die Gerüchte nun doch so weit verdichtet, daß noch Ende Dezember eine größere Gruppe sich für die Heimfahrt würde rüsten können. Der erste Dampfer sollte etwa am 28. Dezember von Moji in See gehen. Für diesen waren ca. 3-400 Mann und einige Offiziere vorgesehen. War es Zufall

oder Absicht, daß die zuerst abreisende Offiziersgruppe hauptsächlich aus denen bestand, die sich den Japanern gegenüber so steif und unzugänglich benommen hatten? Der erste Schub wurde mitten in der Nacht in Marsch gesetzt. Wir gaben den abmarschierenden Kameraden bis zum Tor das Geleit. Dann ging es singend hinaus in die Freiheit....

Scheiden und Meiden tut weh. Das spürten wir Zurückbleibenden, für die das Warten von neuem begann. Am letzten Tag des Jahres wurde bekanntgegeben, sich in der Silvesternacht zum Abmarsch bereitzuhalten, nur die Reservisten aus China und Japan, die in Ostasien bleiben wollten, sollten im Lager weitere Order abwarten.

So kam der Silvesterabend heran, den ich mit meinen Freunden bei einem guten Mahl und einem kräftigen heißen Punsch verbrachte. Wir ließen noch einmal die gemeinsam verlebten Jahre an uns vorüberziehen. Wir fühlten, daß wir innerlich gereift und durch den Zusammenbruch nicht in unserm Glauben an die Zukunft Deutschlands erschüttert waren. Jeder war sich kommender Nöte und Schwierigkeiten bewußt, aber auch nicht einen Augenblick lang ließ einer den Kopf hängen oder den Mut sinken.

Es war überall in den Stuben schon still geworden. Das größere Gepäck war abtransportiert worden. In Wintermäntel gehüllt saßen die scheidenden Kameraden um uns herum und verstummten allmählich die Gespräche. Wir fühlten zutiefst, daß wir miteinander verwachsen waren und auch nach der Trennung einander nahebleiben würden. Die Stille in der Baracke wurde nur durch das Hin- und Hertappen meines getreuen Paul Strauss unterbrochen, der immer noch etwas in meiner Kammer zu ordnen fand, bis ich ihm zum Abschied die Hand schüttelte und ihn bat, sich nun seiner eigenen Sachen anzunehmen.

Schlag 12 Uhr öffnete sich das Tor des Lagers und Mannschaft und Offiziere, mit denen wir so viele Jahre gemeinsam verbracht hatten, setzten sich langsam in Kolonnenformation in Marsch. Mein letzter Gruß galt dem guten Langenbach und den Getreuen Hopp und Gutmann.

Tot und ausgestorben wirkte die kaum noch besetzte Baracke, in der ich lag, und eine kalte unfreundliche Winterstimmung lagerte überall. Wir wußten nicht, wann für uns Ostasiaten endlich auch die Befreiungsstunde schlagen würde. Mit

dem wehen Gefühl einer gewissen Verlassenheit ging es so in die erste Stunde des Jahres 1920 hinein.

Am Morgen lag heiterer Sonnenschein über dem Lagerplatz, der Himmel war wolkenlos und tiefblau. Es hatte nachts gefroren, Reif lag auf den Dächern, der jedoch unter den warmen Sonnenstrahlen bald auftaute. Wir gingen durchs Lager, begrüßten einander, freuten uns des schönen Morgens und bewunderten die Betriebsamkeit der Gefährten, denn die Schornsteine der Mannschaftsküche und Offiziersmesse rauchten schon wieder. Ein gutes Frühstück schien gesichert, und bald konnte ich mich vor ein stärkendes Frühmal setzen.

Dann stellten sich auch die Freunde ein: Merck, Trittel, Will. Wir wanderten so lange im Sonnenschein herum, bis sich das Bedürfnis nach neuer Atzung einstellte! Das Konvivium versammelte sich in meinem Zimmer. Jeder brachte mit, was er an Liebesgaben besaß, an Getränken fehlte es auch nicht, und so stellten wir beim 2. Frühstück fest, daß das neue Jahr doch recht vergnüglich für uns begann. Wir beschlossen als eine Art Rumpfparlament, es uns für den Rest der Tage im Lager sehr behaglich zu machen!

An den folgenden immer sonnig-schönen Tagen erlaubten uns die Japaner längere Spaziergänge ins Freie, und so sahen wir ohne Ungeduld unserm baldigen Auszug aus dem fast leerem Lager entgegen. Erst mußten freilich die in Japan üblichen langen Neujahrsfeiertage vergangen sein, ehe wir auf die endgültigen Befreiungsmanöver unsrer Kommandantur rechnen konnten. Mindestens zwei Wochen braucht der ostasiatische Mensch zur Erholung von der Jahresarbeit, ehe er sich zu neuer Tätigkeit aufrafft. Aber pünktlich am 15. Januar wurde uns mitgeteilt, daß die in Japan Verbleibenden anderntags an einen deutschen Kommissar als Kontrahenten der Freilassungstransaktion in aller Form ausgeliefert werden würden. Wann die Reihe an unsre "Chinesen" kommen würde, blieb ungewiß.

Ich mußte eine erste juristische Amtshandlung durchführen, mit der mich unser Major Buchenthaler betraut hatte: Buchenthaler, früherer Militärattaché unsrer Gesandtschaft in Peking, war seit Jahren mit der Tochter des dänischen Gesandten verlobt, die ihn wiederholt im Lager besucht hatte. Nun wünschte er sofort in den heiligen Stand der Ehe zu treten und die Hochzeit am Tage seiner Entlassung zu feiern. Ich mußte ihm helfen, das zustandezubringen. Der Weg hierzu war einfach. Eine in den Formen des japanischen Rechts vor dem Standesbeamten

zu vollziehende Eheschließung war auch nach deutschem Recht gültig. In Japan genügen hierzu einfache schriftliche Erklärungen der Nupturienten und je zweier Zeugen. Ich ließ von einem Japaner des Büros die Formulare aufsetzen, unterschreiben und am 15. Januar zur Eintragung in das japanische Heiratsregister von Kurume einreichen. Der Major fieberte, ob er vor seiner Entlassung tatsächlich die vom Standesamt beglaubigte Urkunde erhalten würde. Buchenthaler wollte seine Flitterwochen in Japan verleben und dann nach Java übersiedeln, wo ihm von der holländischen Regierung ein guter Posten angeboten worden war.

Am 16. Januar rückte ungefähr die Hälfte von uns vor der Kommandantur zusammen, wo wir nach einer kleinen Ansprache des Kommandanten dem aus Tokyo herbeigeeilten deutschen Apotheker Bauer feierlich ausgeliefert wurden, der diese hochheilige Handlung quittieren mußte. Bauer richtete einige mannhaftige Worte an uns und wünschte uns Glück für unsre Rückkehr in die Freiheit, verheißungsvolle Worte für das Wiederaufblühen Deutschlands einflechtend. Wir schüttelten unsern "Chinesen", die uns traurig scheiden sahen, zum letzten Mal die Hände und marschierten um die Nittagszeit zum Bahnhof in Kurume.

Noch am Morgen hatte ich meinen japanischen Helfershelfer vom Büro bestürmt, den Auszug aus dem japanischen Heiratsregister über die angemeldete Eheschließung unbedingt vor unserm Aufbruch zu beschaffen, und noch immer hatte ich das Papier nicht in Händen. Wir standen schon auf dem Bahnsteig, als der gute Mann atemlos mit dem Dokument angerannt kam, und ich es dem aufgeregten Buchenthaler überreichen konnte. Er war übergelukkig und bestand darauf mich dafür zu honorieren. Kein Sträuben half, und so empfing ich in der ersten Stunde meiner wiedererlangten Freiheit ein Honorar von Yen 75.— als glückliches Omen für den Wiederbeginn meiner Anwaltspraxis. —

Ich plante, mich dem letzten Transporter anzuschließen, der erst in zwei Monaten mit dem Gouverneur und dem Tsingtauer Stab nach Deutschland abgehen sollte. Die Chance der kostenlosen Heimschaffung zu einem endlichen Wiedersehen mit der Heimat nach elfjähriger Abwesenheit wollte ich mir nicht entgehen lassen. Bis zur Abfahrt des Dampfers würde ich Gelegenheit genug haben, mich in Yokohama über die Wiederaufbauaussichten meiner Praxis und die Lage nach dem verlorenen Krieg zu orientieren.

Nach vierstündiger Bahnfahrt und Überquerung der Meerstraße auf einer Dampffähre standen wir im Dunkeln auf dem Bahnhof von Shimonoseki und bestiegen den D-Zug nach Yokohama/Tokyo.

Merck hatte von einem japanischen Händler in Kurume, der sich um seine geschäftliche Vertretung in Japan bemühte, eine Schlafwagenkarte erhalten und bot sie mir lebenswürdigerweise an. Ich wehrte mich, aber er drängte sie mir als dem fast 10 Jahre älteren sozusagen auf, so daß ich sie schließlich gerne annahm. Nun lag ich ruhig auf bequemem Lager, lauschte dem Geräusch des dahinstürmenden Zugs und dem Kreischen der Bremsen, hörte die Stationen ausrufen und träumte den vergangenen Erlebnissen nach. Eine das Leben bis ins tiefste aufwühlende Periode war abgeschlossen. Ich zog die Bilanz der Jahre: waren sie für mich verloren? eine Niete im Lebensertrag? oder hatten sie einen Lebensgewinn eingetragen? Ich wog sie gegeneinander ab. Sie fielen schwer in die Waagschale: 5½ Jahre werden vergangen sein, wenn ich in etwa 24 Stunden ins eigne Heim, in die Freiheit meiner bürgerlichen Existenz zurückkehre. Mit 36 Jahren war ich ausgezogen und mit fast 42 kam ich zurück. Jahre der besten Manneskraft, unermüdlichen Tatendrangs auf dem Felde meiner Arbeit schienen nutzlos vertan, ein Vakuum, ein furchtbarer Schnitt durch des Lebens Mitte. Konnte ich diesen schweren Zeitverlust jemals wieder einbringen? Würde die Lebenskraft ausreichen, mir eine späte Herbststernte zu vergönnen?

Ich sondierte die drei Monate der Verteidigung Tsingtaus bis zur Kapitulation, meine abwechslungsreichen Erlebnisse auch noch beim Zusammenbruch: das waren Leistungen gewesen trotz aller Aussichtslosigkeit der Verteidigung. Sie trugen ihren Lohn in sich, sie waren mir teure Erinnerungen, die mich mit Freude und Stolz erfüllten.

Und dann die langen Jahre der Kriegsgefangenschaft: das Eigenleben schien bedroht in der qualvoll-fürchterlichen Enge des Zusammenlebens mit so vielen. Wie dennoch sein Selbst behaupten bei schmerzhaft naher Berührung mit den Allzuvielen? Sollte das persönliche Sein in endlosen Winterschlaf versinken, in eine Larvenexistenz verfallen, aus der es sich nur mit zerfetzten Flügeln würde retten können? Grauenhaft stand mir in Kurume anfänglich die Zukunft vor Augen.

Aber das Schicksal hat es gut mit mir gemeint. Das Wunder geschah: gerade ich war als einziger Kenner der japanischen

Sprache dazu berufen, Vermittler und Bindeglied zwischen uns und unsern japanischen Wächtern zu sein! Mir fiel die verhängnisvolle unabweisbare Aufgabe zu, einer kleinen aber maßgeblichen Gruppe unter uns in ihrer verständnislosen Haltung den Japanern gegenüber entgegenzutreten und für Würde und Menschlichkeit einzustehen. Wider Willen wurde ich Vertreter einer Opposition, hatte gegen falsche rein standesmäßige Auffassungen, aus einer grundsätzlich andern Weltanschauung geboren, aufzutreten und mußte hierfür Verunglimpfungen erdulden — aber ich behauptete das Feld, das Lager trat hinter mich, ich siegte. Stiller Friede war in mein Herz eingezogen, nachdem die Stürme sich gelegt hatten. Es folgte eine Zeit vielseitiger ungestörter Beschäftigungen: Lektüre, Ausfüllen der Lücken in der Bildung, Sprachstudien, Zeitungsarbeit, Musikmachen, Komponieren, Partiturschreiben — jeder Tag war voll ausgefüllt. Mit wachen Sinnen konnte ich jetzt mit der deutschen Mannschaft leben. Die Augen gingen mir weit auf über meine Kameraden. Ich erlebte die Echtheit, die Herzenseinfalt und das auch im einfachsten Menschen waltende Gesetz selbstloser Hingabe an das Schaffen.

Diese Erkenntnis war das große Geschenk meiner Kriegsjahre, das ich als Segen für kommende Lebenstage heimbrachte.

Um das deutsche Volk war mir nicht bange. Mag es, wie schon oft in der Geschichte, erneut dunkle Pfade beschreiten — "es trägt die Gewähr einer Zukunft in der Brust."

Mit diesem tröstenden Rück- und Ausblick schief ich beruhigt ein....

Am nächsten Morgen fand ich mich wieder mit Merck zusammen, dem ich herzlich für das abgetretene Bett dankte, aber wir sprachen wenig, denn das Auge genoß in vollen Zügen die herrliche sonnige immer wieder romantisch anmutende japanische Landschaft mit ihren bald nah, bald fern auftauchenden Hügeln und Bergen und den im satten Wintergrün liegenden Feldern. Ab und zu blitzte zur Rechten das Meer auf mit seinen Buchten und kleinen Inseln. Ich genoß alles wie neugeboren und sog die Weite der Landschaft gierig ein, ein Hochgenuß nach der langen Absperrung hinter Bretterzaun und Stacheldraht. Niemals zuvor hatte ich mit so inniger Freude im Vorgefühl der wiedergewonnenen Freiheit in dieser Weite geschwelgt.

In Kobe stieg zu unsrer großen Freude Freund Meyermann zu uns in den Wagen. Er war tags zuvor aus dem Lager Bando auf Shikoku entlassen worden und eilte nun nach Yokohama,

wo Frau und Kinder ihn erwarteten. Wir hatten uns aus den letzten 1½ Jahren manches zu erzählen, und die Stunden vergingen im Fluge. Abends waren wir am Ziel: in Yokohama. Merck fuhr nach Tokyo weiter, Meyermann wandte sich seiner Familie zu, und ich fand mich freudig empfangen von meinem Söhnchen Adi, den ich als 6 jähriges Bübchen verlassen hatte. Nun stand er als hübscher, strammer Knabe vor mir, neben ihm die um ein Jahr ältere Tochter Petra des in Tsingtau gefallenen Freundes Hagmann. Fräulein Krämer, die nach dem frühen Heimgang von Grete Hagmann die Kinder zu sich genommen hatte, und eine Schar alter Freunde begrüßte den endlich heimgekehrten Soldaten.

Wir fuhren im Auto heim. Da stand noch das alte Haus, dessen Anblick tausend Erinnerungen an die schönen Vorkriegsjahre wachrief. Alles erstrahlte im Licht vieler elektrischer Flammen. Die Schönheit und Behaglichkeit der vertrauten Räume, die wohltuende Wärme: nach dem Barackendasein überfiel mich alles mit solcher Gewalt, daß ich, einer solchen das Auge erfreuenden Umgebung völlig entwöhnt, die Tränen nicht zurückhalten konnte.

Mein alter japanischer Koch stürzte mit einer großen selbstgebackenen Torte herbei. Es zuckte in seinem Gesicht, und auch seine Frau, meine langjährige gute Dienerin, konnte vor Rührung nicht sprechen. Ich sagte wieder und wieder: "Ist es denn wahr, ist es Wirklichkeit und kein Traum, daß das alles mir gehört, mein eigen ist?"

Ich war zu Hause.